BIBLIOTHEK
DER
UNTER-
HALTUNG
UND DES
WISSENS

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

JUNI
• 1937 •
61. JAHR
V



DIE »BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS«

erfreut

durch die reichste Anregung in spannenden Romanen, Erzählungen und Kurzgeschichten; in Abenteuern und Märchen aller Völker; in Humor und Anekdoten; in Denksport und Rätsel; in schönsten Gedichten, Holzschnitten, Radierungen, Lithographien und Photographien,

bildet

durch die aktuellsten Berichte in Text und Bild über Volks- und Landeskunde, schöne Künste, Forschungen, Erfindungen, Heilwesen und Technik,

verbindet

den einzelnen und sein Leben mit der großen Welt der Ideen und Taten, geschaffen durch den gemeinschaftsbildenden Geist der Tradition und Erneuerung,

fördert

die moderne Frau aller Volksschichten und Lebensalter, den Mann in allen Berufen, den Schüler und Studenten, den Meister, Lehrling und Gesellen, den Bauer, Arbeiter und Beamten,

alle Stände in Dorf und Stadt,

Jung und Alt in jedem Haus.

Die beliebtesten Autoren und Künstler sind ihre Mitarbeiter.

Jeder Abonnent

der Versicherungsausgabe unserer im 61. Jahrgang erscheinenden „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" genießt für sich, die nach den Bedingungen mitversicherte zweite Person und die Kinder die Wohltat einer soliden deutschen Versicherung, und zwar bei der Nürnberger Lebensversicherungsbank in Nürnberg

a) gegen Unfälle mit je
RM. 1000 bei Tod durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,
RM. 2000 bei Tod durch Unfall nach einjähriger Bezugszeit,
RM. 3000 bei Ganzinvalidität nach einmonatiger Bezugszeit,
bis zu RM. 1000 bei dauernder teilweiser Invalidität durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,
RM. 5000 bei Tod durch Passagierunfall nach einmonatiger Bezugszeit,
RM. 5000 bei Tod durch Sportunfall nach einmonatiger Bezugszeit;

b) bei natürlichem Tode mit einem Sterbegeld von je
RM. 100 nach einjähriger ununterbrochener Bezugszeit,
RM. 200 nach dreijähriger ununterbrochener Bezugszeit,
RM. 300 nach fünfjähriger ununterbrochener Bezugszeit;

c) mit einem Sterbegeld von
RM. 100 für Kinder im Alter vom vollendeten 6. bis zum vollendeten 16. Lebensjahr nach einjähriger, bei Tod durch Unfall schon nach einmonatiger ununterbrochener Bezugszeit.

Für die Abonnenten der Reihe B und Reihe D gelten die in den Versicherungs-Ausweisen Reihe B Nr. 113601 — 316200 und Reihe D Nr. 1 — 113600 enthaltenen Versicherungs-Bedingungen. Unfälle sind der Versicherungsbank (nicht dem Verlag) stets unverzüglich schriftlich zu melden, spätestens bei tödlichem Unfall binnen 48 Stunden, bei anderen Unfällen binnen einer Woche. Unverzüglich, spätestens am zweiten Tage müssen Verletzte sich ärztlich behandeln lassen. / Über die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluß, die vom Verlag oder von der Nürnberger Lebensversicherungsbank kostenlos zu beziehen sind.

Einige weitere Entschädigungs-Auszahlungen aus letzter Zeit,

geleistet durch die Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg an Abonnenten der Versicherungs-Ausgabe der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens":

	RM.
Herrn Wilhelm Sedlmeyer, Ulm, Sedelhofgasse 21....	300
Herrn Josef Willy Schmidt, Wadern, Bez. Trier	300
Frau Charlotte Bumann, Vechta, Oldenburger Str. 161	300
Herrn Christian Klein, Kaiserslautern, Wollstr. 12.....	300
Frau Lydia Kümmerlen, Stuttgart, Hölzelweg 8	300

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

---

61. Jahrgang

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart • Berlin • Leipzig

Aus dem Bilderbuch des Lebens:

Fahrt in den Frühling



Begegnung auf der Landstraße

Aufnahmen:
4 Fotos Dr. Dietz (Bavaria) und 2 Plösser (Südd. Illustr.-Zentrale)

Fahrt durch blühende Obstgärten





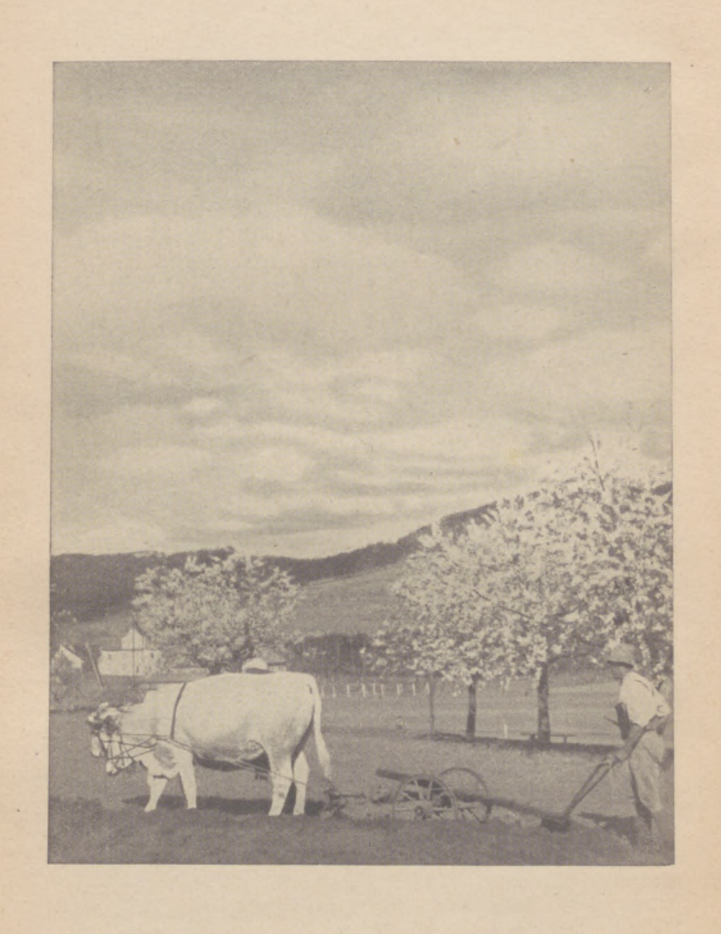
Rast am Dorfeingang

Blühendes Land





Frühling in den Bergen



Die erste Feldbestellnng

Das ewige Land

Roman

von Rudolf Stache

Bisheriger Inhalt

Ein Dorf ist dem Untergang nahe. Der Raseneisenstein wächst auf den Feldern und zerstört ihre Fruchtbarkeit. Da kehrt der alte Hüttenherr Splitt heim, der fern in Wohlstand ein großer Herr geworden war und durch seinen Leichtsinn fast alles wieder verloren hatte; nun hat er sich auf sein Heimaterbe besonnen, setzt den Eisenhammer wieder in Gang, begründet ein großes Industriewerk, das den Raseneisenstein auswerten, den Fluch in Segen, die Armut der Bauern in Wohlstand verwandeln soll. Das Geld rollt, die neue Eisenhütte hat das Glück gebracht. Nur der Hüne Bittgast will nichts davon wissen; er ist ein Bauer und will nichts anderes sein als ein Bauer. Sein höchster Wunsch ist, das Moor zu entwässern und in fruchtbares Land zu verwandeln. Auch in sein Haus und auf seinen Hof dringt die neue Zeit ein, der Ingenieur stellt seiner Braut nach, der kleinen Asta, die sich nur schwer der ungeahnten Lockungen erwehrt. — Da kommt die erste große Enttäuschung: der neu angelegte Brunnen ist leergepumpt, die Maschinen halten an, das Werk liegt still und das Dorf droht aufs neue zu verarmen. Der Ingenieur hat versagt; nur der Bauer Bittgast hat bewiesen, daß er durch seinen gesunden Menschenverstand allen überlegen ist. Da greift Splitt ein. Er baut ein Wasserwerk, das den ganzen Betrieb rettet. Er bewährt sich auch sonst und reinigt sich von einem falschen Verdacht, der ihn lange belastet hat, indem er den angesehenen Makler Brock als den wahren Schuldigen an seinem eigenen Vermögensverfall ermittelt und verhaften läßt. Astas leichtherzige Schwester Wine verläßt den Makler, als er ins Unglück kommt, und wird Splitts Haushälterin. Aber ihre unruhige Abenteurernatur läßt ihr keine Ruhe; vergeblich sucht sie auch den Bauern Bittgast an sich zu ziehen, der inzwischen ihre Schwester Asta geheiratet hat. Der Ingenieur ist wegen Veruntreuungen verhaftet worden und hat sich im Gefängnis auf schreckliche Art umgebracht. Mit dieser Unglücksbotschaft erschreckt sie Asta unmittelbar vor ihrer schweren Stunde; das kostet dem Kinde das Leben, so hat sie es gewollt. Bittgast selbst entgeht nur mit Mühe dem Tod, als er, in Gedanken über Wines Schandtaten versunken, das Moor überschreiten will. Aber er rettet sich selbst aus höchster Not und setzt seinen Kampf um die Erde unverdrossen fort, während das Hüttenwerk immer weiter seinem Verfall entgegengeht, weil sich die Qualität des Raseneisensteins zusehends verschlechtert. Argwöhnisch betrachtet der neue Ingenieur die Maßnahmen des Hüttenherrn.

(4. Fortsetzung)

Der Hüne Bittgast ist in der letzten Nacht nicht heimgekommen. Das muß ein prächtiges Fest gewesen sein, bei dem er bis zum frühen Morgen gewesen ist. Das Fest? Bittgast hat noch nie einen so prächtigen Abend, eine so endlose Nacht erlebt, alles in Spitzen und Seide, strahlende Lichter und einen Ehrenplatz neben Wine!

Wine hat dich ausgezeichnet? fragt Asta. Sie ist nun recht still und demütig geworden, hatte sie Bittgast nicht hinter ihre andere Welt gestellt? Nun hat sie selber aus früheren Jahren mancherlei Erinnerungen, aber jetzt bangt sie ehrlich um ihn, offengestanden, sie ist voller gelber Eifersucht; er blieb die Nacht über fort und kam am frühen Morgen, als die Sonne schon am Himmel stand, auf den Hof —

Ach, er soll nun sehen, daß er für sie alles ist; sie wird demütig und übergibt einer Magd diesen goldenen Ring, der einen roten Stein trägt. Die Magd soll ihn auf den Hof von früher, zu Berta bringen, als ein Geschenk von Asta, sie will diesen Ring nicht mehr. Bittgast darf ihre Worte ruhig hören. Sie nimmt der Magd in der Küche das Messer aus der Hand, mitten in der Arbeit, und schickt sie mit dem Ring ins Vorwerk zu Berta. Aber was hatte die Magd hier zu tun, das Essen vorzubereiten, ja — und woher kommen diese frischen Fische?

Später findet Asta draußen die Reusen zum Trocknen aufgehängt, sie macht sich ihre Gedanken darüber.

Du hattest dir die Mühe genommen und am frühen Morgen diese Fische geholt? Tausend Dank!

Bittgast lauscht auf ihre Stimme, früher hatte sie sich für solche Dinge nicht bedankt.

Diese unbedeutenden Fische? Er ist auf dem Heimweg zu den Teichen gegangen und hat die Reusen aus dem Wasser geholt.



Aufn. Hildebrandt

Alte Kirche im Neckartal

Es wimmelt dort nur so von Fischen, was Asta meint, könnten sie nicht einen Fischer einstellen?

Einen Fischer? Sicher wird es notwendig sein, diesen Fischer ins Bruch zu setzen. Aber was hört sie da, er ist nicht bis zum frühen Morgen auf dem Fest gewesen? Nein, Bittgast ist schon einige Zeit früher fortgegangen, er hatte vergessen, daß die Reusen im Teich standen. Sollte er in diesem prächtigen Saal sitzen und immer nur daran denken, daß die Fische in den Netzen hängen und zappeln? Es wäre eine Sünde gewesen, dort zu sitzen, inzwischen hätte der Fischotter die Reusen zerstört.

Ja, es wäre Sünde gewesen! Asta gibt ihm recht, sie ist bescheiden und demütig; keine Spur von Hoffärtigkeit, sie hat Einkehr gehalten und ist wieder einmal auf ihre Erde zurückgekehrt. Bittgast hat sie heimgeholt, unmerklich und still.

Später kommt Hille, er forscht nach dem Gutsherrn, aber Bittgast ist schon wieder draußen im Bruch gewesen. Dieser Allerwelts-Hille begibt sich jetzt auf die Wanderung, er sucht den Gutsherrn, bis er ihn bei seinen Knechten findet, die eine weite Bruchwiese mähen.

Du bist auf diesem glänzenden Fest gewesen? fragt Hille. Zwischen den allerhöchsten Herren und Damen hast du gesessen? Ich stand in der Menge und sah dich dahinschreiten, und nun sollen sie alle hier Hochachtung vor dir haben. Du erinnerst dich wohl, daß ich es war, der einst sagte: Du wirst es noch einmal zum großen Herrn bringen. Und nun geht alles nach deinem Willen, wie du es dir ausdenkst, geschieht es, und daran ist nichts mehr zu ändern. — Bittgast denkt, warum sich Hille den weiten Weg ins Bruch gemacht hat.

Wird das Bethaus nicht gebaut, in dem du die Küsterstelle bekommen solltest? fragt er.

Hille seufzt, es geht ihm nicht gerade gut. Das Bethaus wird heute nicht gebaut und wer weiß, morgen vielleicht auch noch nicht. Seit dem Einweihungstag spricht man kaum noch davon. Gerade jetzt aber könnte er eine Küsterstelle gut gebrauchen, ja, es ist für einen Vater leichter, sieben Kinder zu ernähren, als daß sieben Kinder einen alten Vater unterstützen möchten.

Der Gutsherr schreitet einen Bauplatz ab; die Mühle soll nun doch errichtet werden. Eine Mühle im Bruch? — Ja, eine Wassermühle! Hille wird hellhörig, könnte er nicht Müller werden? — Nein! Bittgast geht zu den Teichen. — Hattest du nicht eine Fischerei? forscht Hille. Es ist keine Fischerei, nur einige Pfähle stehen an den Ufern, damit das Netz über sie ausgespannt werden kann, aber Hille spricht mit viel Vorbedacht von einer Fischerei.

Der alte Fuchs verfolgt eine klare Absicht, es geht ihm herzlich schlecht, aber dann geschieht doch das Wunder, Bittgast sagt, sie hätten hier Arbeit in Fülle, vielleicht könne Hille ihnen die Arbeit mit der Fischerei abnehmen? Es sind vier Teiche und sieben Gräben, im ersten Jahr müßte er für den Hof arbeiten, im zweiten würde er sie vielleicht in Pacht nehmen können.

Du willst mich zu deinem Fischereiaufseher machen? fragt er den Gutsherrn. Von einem Aufseher ist keine Rede gewesen, aber Hille gibt zu verstehen, daß es gut wäre, einen Aufseher einzusetzen, vielleicht auch einen Fischereimeister. Bittgast ist es gleich. Da reicht Hille ihm seine Hand, er ist feierlich. Wenn ich dir und Asta einen Gefallen erweisen kann, meint er, so will ich in Gottes Namen diese Stelle eines Fischereimeisters in meine Hände nehmen.

Seht, er ist alles gewesen, ein hungernder Häusler und Hüttenaufseher, Werkinspektor und Maschinenputzer, beinahe auch Küster in einem Bethaus, aber was ist das alles! Sein Leben hat endlich die große Krönung erfahren, er ist unumschränkter Herrscher über vier Teiche und sieben Gräben geworden, und er kehrt auf das Land zurück, von dem er einst ausgezogen ist.

So finden immer mehr Menschen ins Bruch, Bauern, Schäfer und Fischer. Eine neue Welt entsteht hier. Die große Straße kommt durch das Moor aus einer unendlichen Ferne, hier endet sie, hier ist ein Ziel und eine Heimat.

Zwei mächtige Eichen stehen vor dem Hof des Gutsherrn Bittgast, gestern hat der Hüne an ihnen eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Die Rinde der Bäume ist eigenartig gezeichnet, wenn einer näher zusieht, erkennt er hellere und dunklere Ringe, die sich um die Stämme legen. In Manns-

höhe sitzen Moos und Gras, das ist schon lange dort und längst verdorrt und abgestorben; es sieht aus, als hätte dieser Baum lange Zeit im Wasser gestanden, und sein Nachbar hat die gleichen Spuren aufzuweisen! Bittgast blickt prüfend zu seinem Haus hinüber, er rechnet aus, wie hoch damals das Wasser gestanden haben könnte. Einmal bis hierher, dann bis an diese Stelle — sieh, das Wasser muß die Anhöhe ganz bedeckt haben, und jetzt steht dort das Haus.

In den nächsten Tagen trifft Work den Gutsherrn im Wald. Will Bittgast im nächsten Winter Holz einschlagen? Er wandert umher und untersucht die stärksten und ältesten Eichen.

Holz einschlagen? Nein, nicht gerade, er zähle nur die Reiher- horste auf diesen Bäumen, sechsundfünfzig sind im Bruch, eine stattliche Zahl, aber nur die Hälfte von ihnen ist noch besetzt.

Work überlegt. In seiner Heimat, in dieser gestrigen Heimat, weit von hier, sind die Reiher fortgezogen, weil die Wasser- flächen abnahmen. Vielleicht war hier auch einmal viel mehr Wasser, vielleicht war das ganze Bruch einmal ein See —

Sie gehen weiter und grübeln.

Die weiten Flächen im Bruch liegen seit mehreren Sommern ausgetrocknet unter dieser brennenden Sonne, aber was, wenn es einmal mehrere Sommer hindurch Regen gibt? Muß dann eines Tages der See nicht zurückkommen?

Sie können ohne Sorge sein. Dort drüben arbeitet dieses mächtige Pumpwerk, die Eisenhütte wird ihnen das Bruch eher noch leer und trocken saugen. Dieses Pumpwerk, hat es nicht den Grundwasserspiegel gesenkt, immer tiefer, bis der Bach, dieser einzige Abfluß aus dem Bruch, vertrocknet ist? Wird es nicht auch weiter so sein? Ja, vielleicht, bestimmt sogar! Aber sie wissen nun, daß ihre Äcker und Höfe am

Grund eines alten Sees liegen. Und wenn das Pumpwerk aufhört zu arbeiten, wenn diese Eisenhütte verschwindet, in hundert Jahren vielleicht —

Seht, diese beiden Bauern gehen dahin und lassen den Kopf hängen, sie wohnen unter einem See, der ausgewandert ist, wenn es ihm einfällt zurückzukommen, schlägt das Wasser über ihnen zusammen. Und hat ihr Leben und ihre Arbeit dann noch einen Sinn? Sie fragen, nichts ist umher, der Allmächtige schweigt.

Ein Mann läuft ihnen entgegen, ist das nicht Hille? Er trägt einen feuchten Garnsack auf der Schulter und winkt dem Gutsherrn Bittgast: es ist etwas geschehen und er möchte nach Hause kommen. Asta geht es nicht gerade gut.

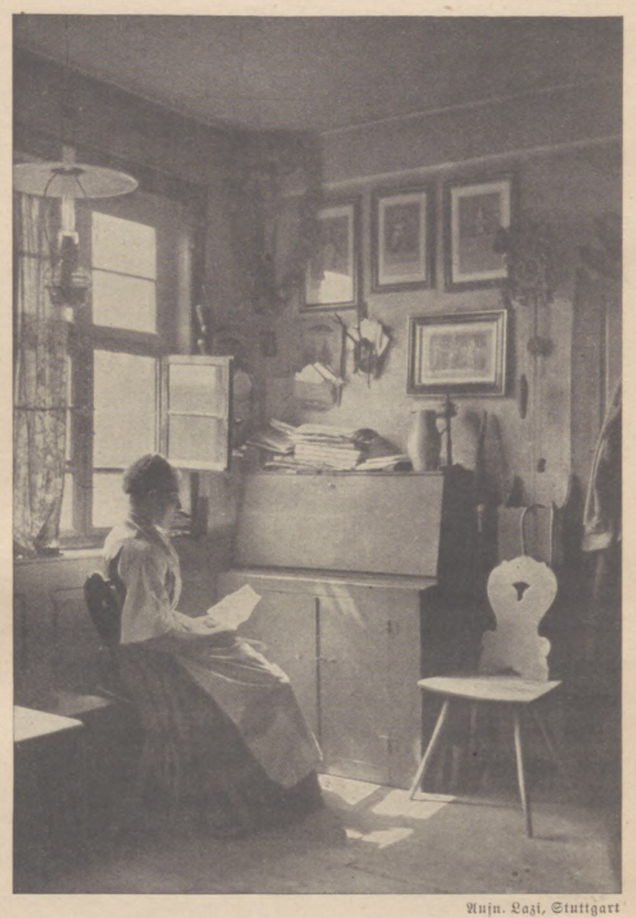
Die kleine Asta? Hatte sie nicht gesagt, es hätte noch einige Tage Zeit? Und nun —? Sie wollte ihn wohl nur aus dem Hause haben.

Sie eilen heimwärts.

Bittgast kommt auf den Hof, der Fischer Hille geht neben ihm und trägt das tropfende Netz immer noch auf der Schulter. Am Hoftor bleiben sie stehen, eine fremde Stimme ist im Haus zu hören, nicht eigentlich eine Stimme, ein Stimmchen vielmehr, dünn und kläglich, aber anhaltend und lebensstark. Sie stehen und lauschen, zweimal noch hören sie das Stimmchen und schon ist es ihnen vertraut und nicht mehr wegzudenken von diesem neuen Hof im Bruch.

Sieh, Bittgast hätte jetzt in das Haus eintreten müssen, aber er stellt sich, als sei nichts geschehen, er kann dieses Wunder, das sich dort drinnen ereignet hat, nicht begreifen. Hille muß gerade jetzt den Garnsack hinter dem Haus auf die Stangen hängen, Bittgast hilft ihm bei der Arbeit.

Aber dann kommt doch Berta aus dem Hause: Wollt ihr



Aufn. Lazi, Stuttgart

Bauernstube in einem Schwarzwaldhaus

dort draußen stehen bleiben und uns hier vergessen? ruft sie. Sollte man das für möglich halten, hört ihr nichts, wollt ihr dieses prächtige muntere Kind nicht sehen?

Hille ist gerührt, ihm laufen Freudentränen über das Gesicht. Jawohl, Wine ist eine große mächtige Frau, aber hat sie vielleicht ein Kind? Die kleine Asta muß ihm den ersten Enkel schenken, daß er das noch erleben konnte!

Er faltet die Hände und sagt: Dieses Kind soll gebenedeit sein vor Gott und den Menschen. Mein Leben ist nichts als ein Warten, auf diese Bank will ich mich setzen und warten, bis ich eintreten darf, um das Kindlein zu sehen.

Nun geht Bittgast ins Haus.

Die kleine Asta schläft, diese kleine Mutter Asta. Das Kind ist im Raum, vielleicht dort drüben in der Wiege — hört man nicht seine Atemzüge? Nein, er betrachtet es nicht, er geht zu Asta und muß sie sehen, sie schläft. Ihr Gesicht hat sich verändert, an diesem Tag ist es anders geworden, es ist gütig und voller barmherziger Freude, und ihre Züge sind noch im Schlaf überstrahlt von Erhabenheit.

Und dort drüben die Wiege, fünf Brettchen sind gezimmert aus rosigem Apfelholz. Drei bunte Blumen an jeder Seite, zierlich gemalt und den Engelskopf am oberen Rande. Ein Jahrhundert vielleicht hat dieser Baum Früchte getragen, jetzt ist aus seinem Holz dieses Prachtding geworden, diese bunte Wiege für eines Bauern Kind.

Der Allmächtige hat den Hünen Bittgast vielleicht nur eines Kindes wegen auf diese Erde geschickt, und nun ist es da und er hört auf seine Atemzüge.

Ist das nicht etwas Höheres, dieses Atmen eines schlafenden Kindes? Kinder sind immer höhere und bessere Menschen, ja — und das ist auch der Sinn des Daseins, daß die Menschen sich

durch ihre Kinder immer höher erheben über den Wurm unter ihren Füßen.

Dieses schlafende Eintagskind! Es atmet und lebt, niemand braucht noch etwas hinzufügen. Es öffnet die Lippen und bewegt sie, die winzigen Fingerchen strecken sich aus, sie schließen sich wieder zur Faust, dieses Kind steht schon allein im Leben, ganz allein und von selbst. Es hat den Willen zum Dasein, das erste und letzte, was wir Menschen brauchen, diesen einzigen und allmächtigen Willen zum Dasein.

Dann entdeckt Bittgast an seinem Kind etwas Seltsames. Dieser winzige Arm hat unter der rechten Hand ein kleines Mal, nichts weiter — nur eine zierliche Schramme. Dieses hingehauchte Fleckchen ist das allergrößte Wunder, das Bittgast in seinem Leben gesehen hat, er sitzt und erstarrt vor Andacht.

Ein Wunder? Ja, als Bittgast sich zu besinnen vermag, als er wieder auf dieser Welt ist, schlägt er den unteren Saum seines Rockärmels zurück, und hier seht, er trägt dieses gleiche Mal am Arm. Und das ist sein Wunder! Es ist viel mehr, es ist alles, was diese Erde geben kann!

Dort liegt er nun selber in der Wiege, ein schreiendes Kindlein, seht — das rote Mal am Arm! Der Bauer Bittgast, der dem Allmächtigen ein Paradies auf der Erde bauen wollte, zwischen wogenden Ährenfeldern, ist ein schreiendes Kindlein geworden — dort, in dieser bunten Bauernwiege. Die kleine Mutter Asta hat ihn geboren, aus allen Sünden dieser Erde heraus zur Welt gebracht, an einem hellen Sommertag voll strahlenden Lichts!

Der Bauer Bittgast ist unsterblich geworden, ein Baum kann ihn erschlagen, das Wasser im See ertränken, dieser — sein Sohn, wird mit seinem Mal am Arm, mit seinen Ge-



Aufn. Hans Heinig

Heimkehr vom Acker

danken, mit seiner Kraft durch die Welt gehen. Seht, das ist die irdische Ewigkeit, tausendmal mit einem Seufzer neu geboren.

Die Menschen im Hause sind voller Fröhlichkeit. Ach, die Erde müßte sich vor Freude bewegen, wenn ein neuer Mensch zur Welt kommt. Der Fischer Hille hat an der Eiche eine Fahne angebracht, sie lachen ihn aus und sagen, er ist närrisch geworden, zu flaggen wegen eines neugeborenen Kindes. Er aber bleibt dabei, es sei das wenigste, was ein alter Mann noch tun könne, eine Fahne aufziehen und diesen grünen Kranz um die Tür.

Sie suchen den Bauern Bittgast. Ging er nicht auf seinen Acker hinaus? Dort neben dem Grenzstein schaufelt und gräbt er eine Furche, eine Grube in die Erde, und darin pflanzt er ein Bäumchen. Mit seinen Händen drückt er das junge Wurzelwerk ins Erdreich, dieser ewige Bauer Gottes pflanzt

seinem Kind einen Baum, er pflanzt eine Seele in den Boden, die wachsen und dieser einzigen Erde dienen soll.

Hat er heute noch Sorgen?

Bauen sie ihre Äcker hier nicht am Grund eines Sees, der zurückkommen und über ihnen zusammenschlagen kann? Ja, es ist so, aber heut ist ein Glaube in ihm und morgen wird ein Weg sein, den sie hier gehen werden, um ihre Äcker zu schützen, daß sie ewiges Land werden, in das sich Menschen flüchten sollen, die der Sturm vor sich hertreibt.

*

Die Eisensteingräber sind in diesem Jahr nicht gekommen, die Arbeitsplätze im Moor liegen still. Der große Bagger neigt sich schon zur Seite, Splitt schickt Arbeiter hinaus und läßt ihn aufrichten.

Das Werk hat noch gewaltige Vorräte von Raseneisenstein, in den nächsten Wochen trifft außerdem eine ganze Schiffsladung schottisches Roheisen ein, das dem Raseneisen in den Hochöfen zugesetzt werden soll. Im Herbst kann der Guß der Eisenbrücke beginnen, aber Eisensteingräber ins Moor? In diesem Jahr nicht mehr. —

Die Eisenbrücke ist ihr alles. In dieser Zeit kann niemand an die Zukunft denken, nein, in dieser merkwürdigen Stadt nicht, die von heute auf morgen gebaut wurde und von heute auf morgen besteht. Sie arbeiten und denken nicht mehr an die gewöhnlichsten Dinge, sie leben hier alle von heut auf morgen, in Saus und Braus, in Glanz und Glück. Der Kaufherr Hornig hat ein mächtiges Bauwerk errichtet, das ist fünf Stockwerke hoch und überragt die Stadt, es ist ein Kaufhaus, und über ihm ist ein Turm, der eine gläserne Weltkugel trägt. In dem kleinen Fichtenwald, an dessen Rand die hohen

Sturmkiefern stehen, wird ein Schloß gebaut, Wines kleines Wohnhaus entsteht hier, mit Säulen, Altanen und einer Freitreppe.

Dort drüben liegt eine weite Einöde, früher wuchs hier ein Wald, aber nun ist es eine Einöde mit Baumstümpfen, die von den Ameisen zerfressen werden. Dieser Sandweg führte einstmals an einem Waldrand entlang, nun liegt ein Feld mit Baumstubben neben ihm.

Bittgast schreitet durch diese Einöde. Er geht in dem leeren Bachbett dahin und untersucht den Sand und die Ufer. Im Herbst will er die Mühle nun doch bauen, der Bach soll tiefer gelegt werden, um aus dem Bruch Wasser aufnehmen zu können. Zwei Meilen weiter mündete der Bach einst in den Fluß, auf diese Strecke müßte er ausgeschachtet werden, es ist eine gewaltige Arbeit, aber es muß sein.

Bittgast hat um diesen Bach seine Gedanken, heute arbeitet das Pumpwerk und saugt das Wasser aus dem Bruch, aber ist gestern nicht das Ziegelwerk stillgelegt worden, und arbeitet das Pumpwerk nicht nur noch mit halber Leistung? Vielleicht hört es einmal ganz auf, man kann auch andere Dinge stillegen, dann aber besitzt das Bruch keinen Abfluß. Wenn das Grundwasser ansteigt und der See zurückkehrt, dann brauchen sie diesen Bach wieder. Seht — vielleicht baut der Gutsherr seine Mühle nur wegen dieses einzigen Baches —

Bittgast geht weiter. Da liegt ein großer Stein von heller Färbung im Sand, viele hundert Jahre hat ihn der Bach umspült, zuerst als Rinnsal, dann ist er größer geworden und tiefer in die Erde gedrungen, nun liegt der Block mitten im Bach. Bittgast erinnert sich, immer nur die obere Seite des Steines über Wasser gesehen zu haben, und wenn sie auftauchte, brach ein Hungerjahr herein. Da wuchert am Ufer

Brombeergeheck, eine Blindschleiche raschelt hinweg, ein Frosch lauert in einer winzigen Pfütze, hinter dem Stein trippelt eine Goldammer hervor, das ist alles, es ist sonderbar still geworden.

Und da steht auch ein Mensch. Ist das nicht der frühere Gemeindediener Friedrich?

Er hole aus dem Buschwerk eine Handvoll Weiden, redet er. Die Kinder wollen durchaus Weiden zum Spielen haben.

Bittgast sieht einige Schritte zur Seite zwei große Bündel Ruten liegen, er blickt darüber hin, Friedrich bekommt einen roten Kopf.

Der frühere Gemeindediener hatte eine Stelle im Walzwerk, aber nun ist er entlassen worden. Ob Bittgast sich noch zu erinnern weiß, an dieser Stelle hatten sie früher im Bach Reusen gestellt, aber wo sind die Fische nun hingekommen, sind sie vielleicht ausgetrocknet?

Im Bruch hat es jetzt mehr Fische als früher, meint Bittgast, es hat auch Vögel dort und allerlei Getier, hat es in diesem Jahr auf den Wiesen nicht auch Junghasen gegeben? Es ist nicht zu glauben, aber früher einmal lag das Bruch, diese Wildnis, still und tot und unbegehbar, nun ist alles Leben dorthin geflüchtet, ist das nicht wie ein Fingerzeig von oben?

Bittgast geht mit seinem Begleiter ins Dorf.

Da ist die Hütte des Weidenschneiders Friedrich, sie liegt neben dem lärmenden Walzwerk, der Brunnen im Hof ist versiegt, das Wasser wurde abgegraben. In der Tür steht eine Frau, blaß und knochig, Friedrich hat drei Kinder, aber in einigen Wochen werden es vier sein, und die Frau ist krank. Sie hält einen zur Hälfte geflochtenen Korb in der Hand und fragt den Mann, ob er die Ruten nun endlich bringt? Fried-

rich wird verlegen, Bittgast soll sich nur nicht wundern, sie
haben hier nun viel Zeit und flechten hin und wieder einige
Körbe für das Haus, für den eigenen Gebrauch. Seine Frau
kann diese prächtigen Flechtarbeiten herstellen, sie hat es in
ihrer Jugend gelernt.

Du solltest in das Bruch kommen, dort gibt es ganze Felder
von jungen Weiden, sagt Bittgast. Er geht weiter und sieht
in den Stall, er ist leer. Hm, ja — wenn es dir nichts aus-
macht, würde ich dich bitten, die Weiden abzuschneiden, die
Büsche wachsen immer wieder in die Grasnutzung hinein.
Außerdem könntest du deinen großen Jungen mitbringen, in
den nächsten Tagen kommt eine kleine Rinderherde an, ich
suche schon lange einen tüchtigen Hütejungen.

Friedrich beißt die Zähne aufeinander, daß die Tränen nicht
kommen. Vielen Dank, er wird morgen wegen der Weiden ins
Bruch kommen!

Als Bittgast hinweg ist, sagt die Frau, er hätte den Guts-
herrn fragen sollen, ob er ihnen vielleicht ein Stück Land ab-
geben würde, oder soll er bei der Regierung für uns bürgen?
Wir könnten im Herbst noch umpflügen und im Frühjahr
hätten wir wieder einen eigenen Acker.

Sie setzen sich hin und rechnen. Wenn sie Weiden bekommen,
werden sie dem Kaufhaus gute Körbe liefern und besser be-
zahlt werden, vielleicht könnten sie auch die Anzahlung für
eine Kuh zusammenbringen.

Es wird gehen, es geht alles, auch in dieser Hütte, wenn
nur ein Wille da ist. Und dann — man darf nicht von heute
auf morgen leben und für sich selbst, man soll für diese
Kinder leben.

*

Ein Kornfeld hatte einmal hier gestanden, das letzte Feld dieses Dorfes, dem sie einen Gedenkstein gesetzt haben. Da steht er nun an der Straße, ein hoher gelber Block, und trägt eine Tafel: Hier stand einst ein Dorf, vierhundert Jahre hindurch, es ist der unaufhaltsam vorwärtsstrebenden menschlichen Tatkraft zum Opfer gefallen.

Das letzte Kornfeld ist längst verschwunden, an seiner Stelle dehnt sich nun der Bahnhof aus. Goldene Ähren, blaue Kornblumen und roter Mohn hatten sich hier einst im Wind geschaukelt, heute stehen hier eiserne Signalmasten aufgerichtet, blaue und rote Lichter flammen am Abend auf und erlöschen am Morgen.

Es herrscht reger Verkehr; immer noch kommen neue Maschinen von draußen herein, und die Erzeugnisse der Eisenhütte werden hinausgeschickt: eiserne Kessel, gegossene Grabkreuze, schmiedeeiserne Gartentore und gewalzte Schienen. In der letzten Zeit ist es stiller geworden, in der Eisenhütte wird der Guß der großen Brücke vorbereitet. Hätte er nicht schon längst beginnen sollen? Ja, aber das schottische Roheisen ist noch nicht eingetroffen.

In der Laderampe werden große Kisten ausgeladen und in ein Fuhrwerk gebracht, vor das vier Pferde gespannt sind. Es sind Güter für den Kaufherrn Hornig angekommen, er bezieht alles aus weiter Ferne: Getreide, Mehl und Fleisch.

Dort stehen auch viele Körbe und Sendungen, die von den Hausbediensteten des Hüttenherrn heimgeschafft werden. Diese eine Kiste ist ausnehmend schwer, der frühere Dorfschmied Fink wird geholt und muß helfen, sie auf den Wagen zu heben. Der Schmied hat seine Stellung auf dem Gichtturm verlassen, jetzt schlägt ein anderer mit dem Klöppel die Glockenzeit, Fink ist krank geworden, er hat die Hitze über dem Ofen nicht ver-



Aufn. Erich Retzlaff, Bavaria

Schafherde auf der Heide

tragen und mußte herabsteigen, und nun hilft er hier und da ein bißchen, er muß leben! Übrigens hält es auf diesem Gichtturm keiner länger als ein halbes Jahr aus.

Ist das eine Bücherkiste? fragt Fink.

Nein, die Bücher stehen dort, das hier ist chinesisches Porzellan für unsere Sammlung, sagt das Hausmädchen. Dieser große Teppich ist für das Jagdzimmer im Schloß bestimmt.

Ein Jagdzimmer? Fink versteht es nicht, geht der Hüttenherr zur Jagd? Das Mädchen lacht ihn aus, er weiß nicht einmal, daß in jedem besseren Schloß ein Jagdzimmer sein muß.

Das Mädchen heißt Marie. Sie ist aus der großen Stadt und vorausgefahren, weil ihre Herrin, die Frau Kommerzienrat Splitt, morgen ankommt. Das neue Schloß soll eingeweiht werden.

Greta, die Tochter des Kaufmanns Hornig, kommt vorüber.

Sind das englische Bücher? fragt sie.

Nein, es ist französische Lektüre, Frau Wine beherrscht nur diese einzige Sprache, sagt Marie, aber Greta versteht wohl nur Englisch?

Greta nickt, ja — aber habt ihr gesehen, ob Karl schon angekommen ist? Karl, der Ingenieur, der verreist war, wollte doch heute zurückkommen? Nein, niemand hat ihn gesehen und sie muß wieder umkehren.

Frau Wine ist heimgekehrt, sie bringt Dienerschaft mit und eine ganze Wagenladung Gepäck. Sie ist im Seebad recht schlank geworden, und während Kisten und Koffer ausgepackt werden, sitzt sie am offenen Fenster und spielt auf einem Flügel!

Das neue Schloß ist ein zierlicher Bau, es wird morgen eingeweiht, Arbeiter kommen, hängen Blumengewinde um Türen und Fenster, und am Turm ziehen sie Fahnen auf, Fahnenstangen aus allen Bodenluken.

Das Wäldchen, in dem das Bauwerk zuerst stehen sollte, ist doch gefällt worden, es hat die Aussicht versperrt, nur die hohen Sturmkiefern bleiben zur Erinnerung stehen. Fremde Gärtner sind dabei, einen neuen Park herzurichten und Gruppen von ausländischen Bäumen aufzustellen, die Bäume kommen in großen Kübeln weit aus dem Süden, vielleicht wird die Erde hier für sie zu kalt sein, aber zur Einweihung wünscht Wine sich einen neuen grünen Park mit südländischer Vegetation.

Der Hüttenherr Splitt sieht den Gärtnern bei ihrer Arbeit zu. Er hat viel Muße, das schottische Roheisen ist noch nicht eingetroffen, auf dem Meer wütet ein schlimmer Sturm, und die Schiffe können den Hafen nicht verlassen. Aber hier, diese Palmen aus dem Süden, sind gekommen, Wine ist einige

Wochen dort unten gewesen, und nun läßt sie sich Palmen und Zitronenbäume kommen und stellt sie hier auf, auch Orangenbäume mit kleinen goldenen Früchten stehen schon da. Es ist eine Laune von ihr, vielleicht ist es auch der erste Versuch, sich einen Rastplatz zu schaffen.

Eine Staubwolke fliegt daher, als sie verweht, halten vor dem Schloß sechs blaue, gläserne Kutschen. Zwölf Schimmel sind davorgespannt, die Kutscher tragen rote Schoßröcke und goldene Schnüre über der Brust. Wine kommt aus dem Schloß, sie rauscht über die Freitreppe herab, ein Kleid von blauem Samt umschließt ihre Gestalt. Am Gürtel trägt sie eine Spange, mit zwölf Diamanten besetzt, morgen beginnt ihr Fest, sie schreitet schon heut voller Glanz daher.

Die Kutschen sind ein Geschenk des Geldmannes Havas, er sendet sie Wine für den Marstall. Sie hat Havas im Seebad als einen zu liebenswürdigen Menschen kennengelernt, leider mußte er dort ganz unerwartet und vorzeitig abreisen, aber Wine hat ihn eingeladen, morgen zur Schloßeinweihung soll er der Ehrengast sein.

Und nun diese prächtigen Kutschen!

Hat Havas nicht auch die große Anleihe von hunderttausend Talern bewilligt, von der die Hütte das schottische Roheisen bezahlt, um nun endlich mit dem Guß der Eisenbrücke zu beginnen?

Und die Diamanten, die Wine trägt?

Es ist übrigens merkwürdig, daß auf dem Nordmeer jetzt mitten im Sommer dieser ewige Sturm herrschen soll, vielleicht liegt ein anderer Grund vor, daß das schottische Roheisen nicht eintrifft. Der Hüttendirektor hat mancherlei gehört, und wenn seine Vermutungen zutreffen —

Splitt unterbricht ihn, es gibt keinen andern Grund! Die

Bankgesellschaft hat ihm mitgeteilt, daß die Vorauszahlungen für das Erz geleistet sind, der Generaldirektor Havas selbst hat sich darum bemüht. Auf Splitts Arbeitstisch liegt das Schreiben der Bank, der Hüttendirektor liest es und entschuldigt sich, seine Vermutungen sind hinfällig, auf alle Fälle aber muß der Guß der Brückenteile in einigen Tagen beginnen, sonst kann die Lieferzeit nicht innegehalten werden.

Splitt weiß, daß sonst die große Summe zurückgezahlt werden muß, die von der Brückenbaugesellschaft als Vorauszahlung geleistet wurde. Das Geld aber ist nicht mehr vorhanden, Wine hat sich dafür ein Schloß gebaut. Die Fahnen flattern schon lustig von seinem Dach, morgen gibt es ein großes Fest. Wine hat dieses Schloß hoch versichern lassen, niemand wird kommen und es ihr beschädigen, aber morgen kann sie ihren Gästen schriftlich zeigen, wie teuer dieses Schloß ist.

Am Abend ist der Hüttenherr wieder unterwegs, er geht zum Bahnhof, um zu sehen, ob ein Güterzug mit Roheisen angekommen ist. Seit vielen Tagen geht er dorthinaus, der Gang ist ihm längst zur Gewohnheit geworden. Unterwegs trifft er Karl, den Ingenieur, der von einer langen Reise zurückkommt. Er bringt Grüße aus Seeland von der Familie des Hüttenherrn Splitt, von seinen Söhnen, die dort ein großes Werk leiten.

Splitt sagt spöttisch: Leider habe ich vergessen, meine Söhne zu dem morgigen Tag einzuladen. Ich werde aber auf alle Fälle Wine darum bitten. Grüße von daheim? Meine Familie ist zu gnädig, erwartet man eine Unterstützung von mir?

Karl unterbricht dieses peinliche Gespräch, er ist nicht allein, zwei Herren begleiten ihn, die von der Bankgesellschaft kommen. Der Ingenieur meint es gut mit Splitt, er gibt ihm



Aufn. Köppe, Südd. Illustr.-Zentrale

Birken im Wind

einen Wink und möchte ihn auf einige Unannehmlichkeiten vorbereiten, aber der Hüttenherr sieht geradezu über ihn hinweg.

Die Herren sind schon Festgäste? Auf alle Fälle werden sie ihm die Ehre geben und bleiben, bitte — keine Widerrede!

Die beiden Bankleute wechseln einige Blicke, aber sie schweigen und lassen sich durch das große Werk führen. Sie gehen überall herum und besichtigen Gießerei, Formerei, Putzerei und Walzwerk. In der Stadt bewundern sie das prächtige Kaufhaus mit der Weltkugel auf dem Dach und hier das Krankenhaus! Es ist immer noch nicht vollendet, die Fabrik konnte die technischen Einrichtungen nicht liefern. Und dort drüben die Mauern? Da entsteht ein Bethaus, der Baumeister aber hat seine Pläne geändert, und bis sie fertig sind, muß der Bau halb vollendet stehenbleiben. Es hat sich zu spät herausgestellt, daß der große Raum noch zu klein sein würde. Aber die Riesenhütte, ist sie nicht ein gewaltiges Werk?

Ja, das könnte einer schon sagen. Im nächsten Frühjahr, meint Splitt, würden auch die Rasensteingräber wieder kommen und die großen Erzfelder weiter ausbeuten. Augenblicklich erwarte man hier das Eintreffen einer ganzen Schiffsladung Roheisen aus Schottland.

Als sie zurückkehren, will Splitt Frau Wine hereinbitten. Hatte einer der Herren nicht gesagt, daß er sie im Seebad kennenlernte? Es ist so, aber dieser Herr hat sie nur flüchtig gesehen, als er den früheren Herrn Generaldirektor Havas in einer eiligen Angelegenheit aus dem Seebad zurückholen mußte.

Der frühere Generaldirektor Havas —? Splitt erstarrt, er wird bewegungslos und bittet um eine Erklärung. Ist etwas geschehen?

Seht, nun haben sie Mitleid mit dem alten Mann, der aus seiner Starrheit erwacht und sich zu einem müden Lächeln zwingt.

Die beiden Herren sind in einer dringenden geschäftlichen Angelegenheit gekommen, der ältere von ihnen ist jetzt Generaldirektor der Bankgesellschaft. Havas wurde abgerufen, so sagt er, leider mußten gewisse Unregelmäßigkeiten festgestellt werden, er ist in Gewahrsam genommen worden.

Schweigen.

Karl, der Ingenieur, reicht dem Hüttenherrn ein Glas Wasser, aber nein, danke, Splitt ist nur augenblicklich erschüttert, Havas war ein alter Bekannter von ihm, ja — auch von Wine. Aber wenn die Herren meinen, daß alles in bester Ordnung ist? Es ist alles nur zu plötzlich gekommen, morgen wollte Havas zu einem kleinen Fest erscheinen, vor einigen Tagen teilte er noch mit, daß die Anleihe an die schottischen Erzgruben ausgezahlt worden sei, das Eisen müßte nun täglich eintreffen.

Die Herren sind sichtlich berührt, sie lesen das Schreiben, und es stellt sich heraus, daß Havas die Anleihe in seine eigene Tasche gesteckt hat, unter diesen Umständen konnten die schottischen Hüttenwerke die hier so dringend erwartete Sendung nicht abschicken.

Die Bankleute sehen sich verlegen an, man merkt, sie stehen mit leeren Händen da. Splitt ist doch durch diese Angelegenheit nicht in Mitleidenschaft gezogen worden? Ihr Geschäft ist leider nicht in der Lage, die Anleihe anzuerkennen, offen gestanden, die Bank hat ihre Zahlungen vorläufig eingestellt.

Nein, es macht Splitt nichts aus, er wird die Anleihe sicher von einer andern Seite bekommen, die Herren können völlig beruhigt sein. Kommt dort nicht Wine? Er bittet von dieser

geschäftlichen Angelegenheit zu schweigen, kein Wort mehr davon.

Wine steht plötzlich in der Tür, sie hat diese beiden Herren kommen sehen und den Grund ihres Besuches erraten.

Wußte sie, warum Havas aus dem Seebad abgerufen wurde?

Ach, sie weiß längst, wie es ist, wenn einer dieser großen Sterne zusammenbricht. Ein gewaltiger Sturm ist es, ein Fall zurück auf die Erde, nichts bleibt übrig, so war es mit Brock, so mit dem Ingenieur damals, so mit Havas, so wird es mit vielen andern sein, die die Erde unter den Füßen verlieren und die zu den Kometen aufsteigen wollen. (Schluß folgt)



Aufn. Oskar Kreisel

Weiden am Bach



Uferlandschaft bei Lissabon

Autofahrt durch Portugal

Von Hans Bethge

Mit Aufnahmen des Verfassers

Aus der spanischen Provinz Galicien fuhren wir nach Portugal hinein, also in den nördlichen Teil des Landes. Dieser portugiesische Norden ist von einer gesegneten Fruchtbarkeit und landschaftlich bezaubernd. Die lichte Heiterkeit dieser Gegend, die Üppigkeit der Vegetation, der reiche Anbau der Felder und Weinplantagen erwecken die Vorstellung, daß man durch den Garten Eden dahinfährt. Alles blüht und strotzt beinahe tropisch um einen herum. Die Felder sind mit Zuckerrohr und Mais bestanden, Orangenhaine dehnen sich, der Wein wird an hohen Pergolas, den höchstgebauten, die

ich in der Welt gesehen habe, emporgerankt, und unter diesen malerischen Pergolas entstehen Räume, die etwas ganz Festliches an sich haben, so daß einem, während man durch diese Gefilde fährt, die kaum ihresgleichen in Europa haben, in der Phantasie immer wieder ländliche Feste erscheinen, die man unter den hängenden Trauben dieser hoch in die Luft gehobenen Rebengewinde feiern möchte. Ja, diese Landschaft ist paradiesisch.

Auf den Märkten der kleinen Ortschaften sieht man die Frauen noch in Trachten — bunte Tücher mit vielem Gelb über schwarzen Miedern —, während die Männer die schwarze phrygische Mütze tragen. Kauft man sich auf diesen Märkten von den großen, süßen goldenen Trauben, so wird man ohne Liter- und ohne Pfundmaß bedient: die Frauen halten dir ein paar von diesen mächtigen, verlockenden Traubengebilden entgegen, nennen eine kleine Summe, und der Handel ist erledigt. Ist das nicht auch paradiesisch?

Man sieht auf den Landstraßen die aufrecht schreitenden Frauen, wie sie ihre Waren zum Marktplatz tragen. Die Straßen, auf denen sie wandern, sind meist in üppiger Weise von Eukalyptusbäumen eingefaßt, jenen hohen, heroisch-elegischen Bäumen, deren dichte Wipfel nicht selten eine Laube über der Straße bilden. Die Frauen halten nie etwas in der Hand, ihre Hände sind immer leer, sie tragen ihre Lasten stets auf dem Kopf, das kleinste Päckchen und den riesigsten Korb mit einem Dutzend lebender Hühner, die in einer Voliere gackern. Oft meint man, sie müßten zusammenbrechen unter ihrer Last. Aber sie plaudern, schnattern, lachen und scheinen ihre Körbe oder die großen, am Brunnen mit Wasser gefüllten Tonkrüge kaum zu fühlen.

Es sind dunkelhäutige Menschen, ihre Haut ist olivenfarben,

wunderbar gewachsene Pfeilerarchitektur von bestechender Schönheit und Größe — ein unvergeßlicher Eindruck.

Leider ist die Emanuelzeit auch hier eingedrungen, ein Kreuzgang und eine unvollendet gebliebene Kapelle für Königsgräber, in deren ruinenhafte Romantik der offene Himmel scheint, zeigt den Stil jener Epoche. Aber der edle Hauptbau blieb vor jeder Entstellung bewahrt.

In einer der schönsten Kapellen der Kirche befindet sich jetzt das Grabmal des unbekannten Soldaten. Der Portugiese pilgert nach Batalha, wie der Moslem nach Mekka pilgert, das Leben wäre gleichsam ohne rechten Sinn, wenn man nicht wenigstens einmal den geweihten Raum des nationalen Heiligtums betreten hätte. Der Name Batalha ist mit Recht der feierlichste, strahlendste, erhabenste, den ein Portugiese auf die Lippen nehmen kann.

In Batalha schlägt das Herz des portugiesischen Volkes.



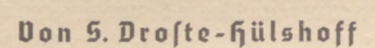
Aufn. Max Lohrich

Portugiesisches Bauernhaus in der Sierra



Meister Beethovens Küchenbuch

Musiker, Dichter, Philosophen und die Hauswirtschaftssorgen



Von S. Droste-Hülshoff

Sie wohnte im Hause „Zum Auge Gottes" auf dem Petersplatz in Wien, war jung und hübsch, mit schwarzen Augen und lockigem Haar, und Wolfgang Amadeus Mozart liebte sie von Herzen. Doch der Vater, der gestrenge Salzburger Kapellmeister Leopold Mozart wollte seine Einwilligung zur Eheschließung mit Konstanze Weber nicht geben. Sie stammte aus einer mittellosen Künstlerfamilie, in der es gelegentlich etwas bunt herging, und ihre Mutter erfreute sich nicht des besten Rufes. In jenem Frühsommer 1782 machten viele, sehr ernste Briefe die Reise von Salzburg nach Wien, Briefe, in denen Vater Mozart seinen Sohn mit allen Mitteln von der Heirat mit „der Weberischen" abzubringen suchte: Es sei bodenlos leichtsinnig, künstlerische Zukunft und Glück in dieser Art aufs Spiel zu setzen und an die Ehe zu denken, wenn man arm sei und keinerlei Aussicht auf feste, laufende Einnahmen habe! Doch der junge Künstler war guten Mutes. Unterrichtsstunden bei drei vornehmen Schülerinnen brachten ihm monatlich acht-

zehn Dukaten. Käme bloß noch eine dazu, schrieb er dem Vater, dann könne man mit einer Frau ruhig leben und wohl auskommen. Wenn er nur gesund bleibe, so würde jedes Jahr eine Oper geschrieben, ein Konzert gegeben, man könnte Musikstücke stechen lassen und auf Subskription herausgeben, und überhaupt habe Konstanze gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als Frau und Mutter wohl zu erfüllen, und sei „nicht zum Aufwand geneigt". Mozart heiratete seine Konstanze denn auch ungeachtet aller Quertreibereien im August 1782.

In der Folgezeit bewahrheiteten sich jedoch die Befürchtungen des alten Kapellmeisters. Mozart gehörte zu den Genies, denen es trotz eisernen Fleißes nie gelang, ein Vermögen zu erwerben. An sich verdiente er wenigstens zeitenweise nicht einmal so wenig. Sein Vater hatte früher in Salzburg die Familie mit weit bescheideneren Mitteln erhalten müssen. Doch verstanden weder Mozart noch Konstanze mit dem Geld umzugehen, und es herrschte bei dem jungen Ehepaar eine recht unbekümmerte Künstlerwirtschaft. Man wechselte häufig die Wohnung, Kinder kamen, die Honorare flossen unregelmäßig und oft sehr spärlich. Als große Einnahme betrachtete Mozart schon jene hundert Friedrichsdor, die er vom König von Preußen für ein Quartett in D-Dur erhielt. Die Opern trugen wenig ein. Für „Don Juan" bekam der Meister zum Beispiel 1788 in Wien nur 225 Gulden. Seine Anstellung als „Kaiserlicher Kammermusikus", die er erst 1787 erreichte, brachte ein Jahrgehalt von 800 Gulden. Schließlich unternahm Mozart mehrere Kunstreisen, um seinen wirtschaftlichen Verhältnissen aufzuhelfen. Ja, um 1787 hegte er sogar die Absicht, nach England auszuwandern. Die Reisen brachten ihm nie den erhofften Gewinn, und so lesen wir in Briefen aus den letzten Lebens-

jahren des großen Künstlers immer wieder von drückenden Geldnöten, verderblichen Finanzgeschäften mit Wucherern und Pumpversuchen bei Freund Puchberg und andern guten Bekannten. Als Mozart im Dezember 1791 starb, fanden sich in seinem Nachlaß nur etwa 60 Gulden vor, so daß man den Meister in ein Armengrab auf dem St. Marxer Friedhof betten mußte.

Beethoven hatte, da sein leichtlebiger Vater seine Einnahmen meist vertrank und verspielte, schon von Kindheit an mit Geldsorgen zu kämpfen. Bereits der Dreizehnjährige mußte als Bratschist der kurfürstlichen Hofkapelle in Bonn zum Unterhalt der Familie beitragen. Auch in Wien lebte der große Tondichter anfangs in recht bescheidenen Verhältnissen. So suchte Beethoven einst seinen Freund, den Komponisten Spohr, eine Woche lang nicht auf. Als letzterer sich besorgt erkundigte, ob Beethoven krank gewesen sei, erwiderte dieser trocken: „Ich nicht, aber meine Schuhe hier! Das sind nämlich meine einzigen und mußten beim Schuster neue Sohlen kriegen — —"

Allmählich besserten sich die Verhältnisse. Beethoven konnte ein Heim nach seinem Geschmack einrichten und Hauspersonal halten. Die Köchinnen und Haushälterinnen, die seinen Junggesellenhaushalt betreuen sollten, schafften dem reizbaren Künstler jedoch steten Ärger. Er kam aus dem Krach mit Küchenfeen und aus den kleinlichen Haushaltssorgen sein Leben lang nicht heraus. Die sorgende, ordnende Hand einer Frau fehlte an allen Ecken und Enden. Immer wieder mußte Beethoven Frau Nanette Streicher, die Gattin eines guten Freundes, die in seiner Junggesellenwirtschaft gelegentlich nach dem Rechten sah, bitten, ihm eine „neue Hausperson" zu besorgen: „... sie soll gut kochen, damit man gut verdaut, sie dürfte ebenfalls für das Flicken der Hemden und so weiter

brauchbar sein, so viel Gehirn haben, als nötig ist, für die Bedürfnisse mehrerer Personen hinlänglich und auslangend, des Beutels wegen, zu sorgen ..." Einmal soll Beethoven sogar eine Küchenfee aus ihrem Reich „hinausgestaubt" und sich persönlich im Kochen versucht haben. Selbst Wirtschaftsbücher führte der Meister eigenhändig. Einige sind noch vorhanden. Da heißt es etwa: „Eir — 15, Butter — 18, Rum — 2, Rintfleisch — 43 Kreuzer", und die nachlässig, hastig und wie widerwillig hingeworfenen Buchstaben reden heute noch deutlich von dem Unmut, den der große Meister, dessen Sinn ganz von seiner Kunst erfüllt war, über die ewige Plage mit dem Kleinkram des täglichen Lebens empfand.

Auch Eduard Mörike zeichnete genau auf, was man in seiner kleinen Wirtschaft verbrauchte. Die zierlichen Zeilen, die der ehrsame Pfarrer von Cleversulzbach vor einem Jahrhundert auf die Blätter seines Haushaltbüchleins schrieb, geben uns höchst reizvolle Einblicke in ein unglaublich sparsames, aber recht gemütliches Biedermeierdasein. Die winzigen Summen, die für „Weck" und „Wurst", Briefporto und sonstige Wirtschaftsbedürfnisse eingetragen sind, erscheinen für heutige Begriffe unfaßbar bescheiden. Mitten darunter aber findet sich das entzückend gezeichnete kleine Brustbildchen eines netten Schwabenmädels mit Zöpfen und Brusttuch: das lebenswahre Porträt von Mörikes Köchin, dem der Dichter jene schwierige Frage in den Mund legte, die, solange die Welt steht, allen Hausfrauen Kopfzerbrechen bereitet: „Was koche mer heut??"

„Mir hat meine Autorschaft die Suppen noch nicht fett gemacht —" schrieb der junge Goethe, bald nachdem „Götz von Berlichingen" und „Werther" erschienen waren. Später freilich galt der Geheime Rat von Weimar als einer der bestverdienenden und — geschäftstüchtigsten Dichter seiner Zeit. Als

Cotta 1805 eine Neuherausgabe der Goetheschen Schriften plante, erwarb er die Druckrechte für sechs Jahre um 10 000 Taler. Eine weitere, in den Jahren 1815 bis 1819 bei Cotta erschienene Ausgabe von Goethes Werken brachte dem Dichter 16 000 Taler ein. 1826 endlich verlangte der Meister von Weimar für die Veröffentlichung seines damals auf vierzig Bände angewachsenen Lebenswerkes von Cotta die runde Summe von 100 000 Taler und setzte diese für damalige Zeiten ungeheure Forderung auch durch, obgleich Cotta sich anfangs gewaltig sträubte. Goethes großzügig geführtes Hauswesen, seine Gastlichkeit, seine Reisen und allerlei Liebhabereien und Verpflichtungen erforderten aber auch große Mittel. Zwar kannte der Olympier zeitlebens keine drückenden Geldsorgen, doch reichten selbst seine Einnahmen nicht immer für alle Bedürfnisse. Frau Rat Goethe in Frankfurt half ihrem „Hätschelhans" mehrmals mit ganz ansehnlichen Beträgen aus und zahlte auch für ihn die Kriegskontributionen, die man ihm im Lauf der Revolutionskriege als Bürger von Frankfurt auferlegte. Im Hause am Frauenplan waltete Frau Christiane als Goethes tüchtiger, umsichtiger „Hausschatz". Dennoch fühlte sich der Geheime Rat nicht zu erhaben, sich gelegentlich auch höchstselbst mit Haushaltsdingen zu befassen. Er besorgte Bohnenstangen und Sämereien für seinen Garten, bestellte aus Frankfurt „Unterbetten und Kissen von Federn" und sandte, wenn er fern von Weimar weilte, verständnisvoll ausgewählte Stoffe, Kleider und Lebensmittel nach Hause: „Es soll immer was in die Haushaltung kommen —" Daß Meister Goethe auch einen guten Tisch wohl zu schätzen wußte und sich für den Küchenzettel sehr eingehend interessierte, ist allbekannt.

Schiller und seine junge Frau Charlotte lebten in den ersten drei Jahren ihrer Ehe nicht im eigenen Hausstand, sondern in

einer Art Pension von zwei Schwestern Schramm, in der sie völlig versorgt wurden. Erst 1793, nach der Geburt des ersten Kindes, richtete man eine Wohnung ein. Längere, die Arbeitskraft des Dichters lähmende Krankheit brachte in den ersten Ehejahren schwere finanzielle Sorgen, die jedoch durch die Hilfe des Herzogs von Weimar und die großzügige Überweisung von jährlich 1000 Taler durch dänische Verehrer des Dichters bald gebannt wurden. Um 1800 lebte Schiller bereits in recht guten Verhältnissen, wie verschiedene noch erhaltene Wirtschaftsaufstellungen beweisen. Im Schillerhaus zu Weimar gab es Diener, Jungfer und Hausmädchen. Der Weinkeller war wohl bestellt, und es konnten sogar bescheidene Ersparnisse zurückgelegt werden. Im Jahr 1802 rechnete Lotte von Schiller als tägliche Haushaltausgabe einen Rententaler und 11 Groschen. Für den Bäcker, für Seife und Wäsche, Zucker, Kaffee, Tee, Lichter, Dienstbotenlohn und ähnliche Dinge waren noch eigens bestimmte Beträge ausgeworfen. Der Bedarf an Brennholz war auch ziemlich bedeutend, und Schiller pflegte die dafür verausgabten Summen eigenhändig aufzuzeichnen. Trotz Schillers frühem Hinscheiden konnten seine Frau und seine vier Kinder durchaus sorgenfrei leben: die ansehnlichen Honorare für Schillers Werke, die der Verleger Cotta pünktlich bezahlte, sicherten der Familie eine auskömmliche, standesgemäße Existenz.

Überaus genau in Geldangelegenheiten war der Philosoph Arthur Schopenhauer. Sein vom Vater ererbtes Vermögen sicherte ihm Unabhängigkeit, darauf beruhte „das ganze Glück, die Freiheit, die gelehrte Muße, ein Gut, das auf dieser Welt meines Gleichen so selten zu Theil wird, daß es so gewissenlos als schwach wäre, es nicht auf das Äußerste zu verteidigen und festzuhalten —" Schopenhauer hat es auch wirklich glänzend

verstanden, sein Geld festzuhalten und bis an sein Lebensende behaglich nach seinem Geschmack zu leben. Da einer seiner Lieblingssätze lautete: „Ehe bedeutet Krieg und Mangel“, blieb er Junggeselle. Er hauste lange in möblierten Räumen und richtete sich erst um 1840 eine eigene Wohnung ein. Zum Mittagsmahl ging er stets in ein großes Frankfurter Hotel, den „Englischen Hof“, und sein Tageslauf war streng geregelt. Mit den Jahren wurde er immer vorsichtiger und mißtrauischer. Nachts lagen für „alle Fälle“ ständig geladene Pistolen neben seinem Bett. Er verbarg seine Wertpapiere unter Rezepten in alten Pappschachteln und Goldstücke in allen möglichen seltsamen Verstecken. Ganz ohne Frau konnte man aber in Schopenhauers Junggesellenhaushalt doch nicht auskommen. So betreute eine alte Haushälterin, Margarete Schnepp, lange Jahre den Philosophen und seinen Pudel. Leicht hatte sie es nicht, doch ließ sie sich geduldig anschreien, ertrug die Launen und Schrullen des gelehrten Herrn, und beide verstanden sich im Grund ganz gut. Natürlich setzte es bei jeder Gelegenheit bissige Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der „Weiber“. Doch pflegte der alte Weiberfeind solche Äußerungen meist englisch oder lateinisch zu brummen, so daß die gute Schnepp die „Liebenswürdigkeiten“ nicht verstand, mit denen der „böse alte Kater“ sie und das weibliche Geschlecht insgesamt bedachte — — In seinem Testament vermachte der Philosoph seiner Haushälterin für ihre treuen Dienste eine auskömmliche Leibrente, so daß sie, die auch Schopenhauers letzten Pudel „Atma“ in Pflege nahm, in ihrer Heimat Heidelberg einen sorglosen Lebensabend verbringen konnte.



Am Steuer eines Tausend-Tonnen-Dampfers
Zeichnung von L. G. Schmidbauer

MÄNNER AUF SIEBEN WELTMEEREN

Zwischen Heldentat und Abenteuer. Seegeschichten von heute

Erzählt von Bodo M. Vogel

I.

Sechs Mann im stählernen Sarg

Die Katastrophe des englischen U-Bootes „Poseidon"

Obermaat Willis hält durch

Der Mut und die Tapferkeit, mit der sich alle diese Männer in der völligen Dunkelheit des langsam dahintreibenden Schiffskörpers einer mehr als verzweifelten Situation gewach-

sen zeigten, entsprach den Gewohnheiten der höchsten Diensttraditionen."

Diese Worte standen in einem Bericht des Oberstkommandierenden der britischen Chinaflotte an die britische Admiralität über das Verhalten eines Teiles der Mannschaft beim Untergang des U-Bootes „Poseidon", und derselbe Bericht wurde im Juli 1931, was eine besondere Ehre bedeutete, vom Ersten Admiralitätslord vor dem vollzählig versammelten britischen Unterhaus verlesen. Und der Erste Lord fügte unter Beifallsrufen der Abgeordneten hinzu, daß es über das Vermögen der Admiralität hinausginge, eine würdige Belohnung und Anerkennung den Männern vom U-Boot „Poseidon" zuteil werden zu lassen.

Der „Poseidon", eines von den damals modernsten britischen Unterseebooten der P-Klasse, wurde im Jahr 1929 von der Firma Armstrong-Vickers gebaut. Das Schiff war ungefähr 85 Meter lang, besaß eine Oberflächengeschwindigkeit von 17,5 Knoten und war mit acht Torpedorohren ausgestattet. Die Wasserverdrängung des Bootes betrug 1475 Tonnen.

Mit den drei Schwesterschiffen „Perseus", „Pandora" und „Proteus" wurde „Poseidon" am 20. März 1930 in Barrow den britischen Seebehörden übergeben. Nach verschiedenen Manövern verließ das aus vier Einheiten bestehende U-Boot-Geschwader am 12. Dezember 1930 den Hafen Portsmouth, um in den chinesischen Gewässern die U-Boote der Klasse L abzulösen. Diese Seereise hatte eine Länge von über 15 000 Meilen. In früheren Jahren wurden U-Boote bei derartigen weiten Fahrten immer von größeren Schiffen begleitet, aber die vier P-Klassen-Boote hielt man für groß genug, um „Anstandswauwaus" entbehren zu können, und daher traten sie ohne Begleitung die weite Reise an.

Die Fahrt begann gleich mit einem Zwischenfall. Fünf Tage waren die U-Boote unterwegs, als „Proteus" und „Pandora" in Kollision gerieten. Sie wurden bei dem Zusammenstoß nur leicht beschädigt, so daß sie Gibraltar erreichen konnten, wo Reparaturen vorgenommen wurden.

Die kleine Flottille schlug dann Kurs ein nach den chinesischen Gewässern und befand sich schließlich nicht mehr weit von Weihaiwei, der großen See- und Kohlenstation an der Nordostküste der Provinz Schantung, als die Tragödie sich abspielte, deren Nachricht bald über die ganze Welt gefunkt wurde.

Am 9. Juni 1931 wurden gegen Mittag gerade Tauchmanöver vorgenommen, und „Poseidon" befand sich noch 21 Meilen vom Hafen und eine Meile von der übrigen Flottille entfernt, da stieß der Dampfer „Yuta" mit dem U-Boot hart zusammen.

„Yuta" war ein auf englischer Werft gebautes Schiff, gehörte aber Chinesen und war auch von gelben Männern bemannt. Das Schiff war 2000 Tonnen groß.

„Yuta" traf „Poseidon" mit solcher Kraft an Steuerbord, daß der Stahlpanzer des U-Bootes durchstoßen wurde. „Poseidon" stellte sich auf den „Kopf" und trieb dann unter Wasser ab. Und als „Yuta" nun die Maschinen mit Rückwärtskraft laufen ließ, stieß der Schiffskörper ein zweites Mal mit dem inzwischen an die Oberfläche gekommenen Unterseeboot zusammen. Diesmal war die Wirkung des Anpralls noch schlimmer. Innerhalb von zwei Minuten verschwand „Poseidon" von der Meeresoberfläche.

Zur Zeit des zweiten Zusammenstoßes hatte sich das Boot an der Oberfläche befunden, so daß der Beobachtungsturm glücklicherweise frei war, und es gelang daher, 29 Mann der Besatzung, 5 Offiziere eingeschlossen, aus dem stählernen Sarg

zu entkommen. Sie wurden alle von den Rettungsbooten des chinesischen Dampfers aufgenommen und in Sicherheit gebracht.

Der Rest der Mannschaft war bei dem Zusammenprall getötet worden oder starb innerhalb kurzer Zeit, mit Ausnahme von sechs Mann, die sich in dem vorderen Torpedoraum befanden. Das waren der Obermaat Patrick Willis, der Maat Clarke, die Matrosen Lovock, Holt und Nagle sowie ein chinesischer Steward namens Ah Hai.

Das Gefühl, das diese sechs gefangenen Menschen beseelt haben muß, kann man sich ausmalen, wenn man bedenkt, daß sie unter der Wucht der Zusammenstöße auf den Boden geworfen wurden, während ein ohrenbetäubendes Krachen den stählernen Schiffsleib erschütterte und die einzige Tür so zusammenpreßte, daß sie im ersten Augenblick nicht geöffnet werden konnte.

Aus weiter Ferne kam der Ruf, die Schotten zu schließen: „Close watertight doors!", und alle gehorchten, um diesen Befehl auszuführen. Erst den gemeinsamen Anstrengungen glückte es, die Türen zu öffnen, aber es war zu spät. Das Boot sank mit rasender Geschwindigkeit und legte sich — etwa 30 Meter tief — in den Sand. In sprachlosem Entsetzen und jeder Regung unfähig hatten die sechs Zurückgebliebenen das Ereignis miterlebt, dem noch durch die Tatsache, daß es sich in völliger Dunkelheit abspielte, eine besonders grauenvolle und schreckliche Note verliehen wurde.

Dann blitzte ein schmaler Lichtschimmer auf — Obermaat Willis hatte eine Taschenlampe gefunden und leuchtete die Wände ab. Nur an einer Stelle rieselte etwas Wasser durch, sonst hielten die Schotten dicht. Von dem Wasser drohte also keine Gefahr. Die Schrecken des Erstickungstodes tauchten auf.

Es war an den Fingern abzurechnen, wieviel Stunden es sechs Menschen in dem engen Raum aushalten mochten.

Willis wußte zwar, daß Rettungsversuche aller Art von den in der Nähe befindlichen Schiffen unternommen werden würden, vor allem von dem Flugzeugmutterschiff „Hermes" und den Kreuzern „Berwick" und „Cumberland", aber es verging gewiß eine beträchtliche Zeit, bis Taucher hinabsteigen konnten, und darum kam Willis in diesen dramatischen Minuten zu der Erkenntnis, daß, wenn er und seine fünf Begleiter gerettet wurden, dies nur durch eigene Kraft möglich war.

Es bestand nur eine Hoffnung.

„Poseidon" führte wie alle britischen U-Boote Davis-Rettungsapparate an Bord, die Gasmasken ähneln und für einige Zeit Sauerstoff liefern konnten. Verschiedene Versuche hatten erwiesen, daß eine Rettung aus jeder Tiefe möglich war, soweit der Wasserdruck das Aufsteigen an die Meeresoberfläche nicht verhinderte. Theoretisch stand also dem Entkommen der sechs Schiffbrüchigen nichts im Weg, praktisch aber sahen die Aussichten doch etwas anders aus. Der Wasserdruck war das Problem, das die Rettung fraglich machte. Die Tiefe, in der sich das Boot befand, betrug 30 Meter, und der Druck, der auf der Luke lag, war ungeheuer. Die vereinigten Kräfte der sechs Mann hatten versagt, die Luke auch nur um ein Millimeter zu heben. Es blieb daher nur ein Ausweg: der äußere Wasserdruck und der innere Luftdruck mußten ausgeglichen werden, bevor der erste Mann mit der Davis-Maske den stählernen Sarg verlassen konnte.

Obermaat Patrick Willis war sich sofort vollkommen klar über die Sachlage, und auch einige von seinen Begleitern mochten wohl ahnen, welche qualvollen Minuten oder gar Stunden ihnen bevorstanden, ehe sie das Sonnenlicht wieder sahen.

In dieser kritischen Situation nun bewies der Obermaat, daß bemerkenswerte Führerqualitäten in ihm steckten. Zunächst einmal setzte er allen auseinander, was zu tun war, und dann, — dann fügte er zögernd hinzu: „Wir sitzen schön in der Patsche! Meint ihr nicht, hm ... Soll ich euch vorher ein Gebet vorsprechen?" Alle nickten, entblößten dann ihr Haupt, falteten die Hände und hörten ergriffen das Gebet des guten Obermaats an, der Gottes Hilfe für das Gelingen ihrer Rettung anflehte. Dumpf und düster schallte schließlich das „Amen", mit dem die andern antworteten, an den Hohlwänden des Stahlsarges wider, und dann übernahm Obermaat Willis den Befehl.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren", sagte er. „Ich werde die Ventile öffnen und das Boot langsam unter Wasser setzen."

Das Wasser rauschte in das Bootsinnere. Die sechs Männer stellten sich auf eine Leiter dicht unter die Luke. Obermaat Willis schaltete die Taschenlampe aus, um Licht zu sparen, und so warteten sie denn in völliger Dunkelheit das Anwachsen des Luftdrucks ab, während unter ihnen das Wasser immer höher stieg.

Die Luft wurde „dick", und nach einiger Zeit flüsterte der neben Willis stehende Mann dem Obermaat zu, daß er glaube, sein Sauerstoffbehälter wäre fast erschöpft, denn es sei kein Zischen mehr zu hören. Willis erschrak. Mit gespielter Gleichgültigkeit prüfte er seine eigene Rettungsmaske nach und stellte fest, daß sie tatsächlich auch schon ziemlich leer war. Doch niemals durfte dieser Umstand zugegeben werden. Eine jetzt ausbrechende Panikstimmung konnte die Lage in eine Katastrophe verwandeln.

„Unsinn, Mann, alles in Ordnung", log der Obermaat. „Wenn man auch kein Zischen hört, ist doch Sauerstoff genug

vorhanden. Zähne zusammenbeißen und abwarten, Boy!" Der Mann beruhigte sich wieder, und die Minuten krochen weiter und kamen wie Ewigkeiten vor. Nicht allein die völlige Dunkelheit und das Ungewisse ihres Schicksals spannte ihre Nerven auf die Folter, vor allem kam ihnen auch das tödliche Schweigen der See, das nur von dem leisen Zischen des eindringenden Wassers unterbrochen wurde, unheimlich vor. Hin und wieder knipste Willis die Lampe an, und der schmale Lichtschein geisterte über das Wasser, das die untersten Leitersprossen umspülte und nur mit äußerster Langsamkeit stieg. Man kann sich einen Begriff von den Todesängsten und Schrecken der sechs Gefangenen ungefähr ausmalen, wenn man an die Zeit denkt, die sie zusammengekauert auf der Leiter saßen. Diese Zeit betrug nicht etwa eine halbe Stunde oder eine Stunde, nein, zwei Stunden und zehn Minuten mußten sie warten, bis der Moment der Rettung nahe gerückt war. Willis nahm an, daß nunmehr die Druckunterschiede ausgeglichen waren. Das Wasser stand ihnen bis an die Knie.

„All right, boys", sagte der Obermaat, „nun wollen wir es einmal versuchen."

Er sah sich um. Zwei Mann, die Matrosen Lovock und Holt, machten einen so erschöpften Eindruck, daß Willis sie als erste bestimmte. Die nächste Aufgabe bestand in der Öffnung der Luke, aber das war sehr viel schwieriger, als der Obermaat es sich vorgestellt hatte. Die Druckunterschiede waren keineswegs völlig ausgeglichen, und drei Mann waren nur mit äußerster Kraftanstrengung imstande, den Deckel zu heben. Lovock und Holt schlüpften hindurch und verschwanden in der trüben See, während gleich danach der Lukendeckel wieder zuschnellte, denn der Wasserdruck war noch gewaltig.

Wieder endloses Warten in tödlichem Dunkel. Das Wasser

stieg. Es reichte bis an den Leib und umspülte die Brust. Die vier Männer schauerten zusammen unter der eiskalten Berührung.

Und dann stand das Wasser bis an die Schultern, und nur ihre Köpfe waren noch frei. Jetzt hatte die Qual die Länge von drei Stunden erreicht.

Willis gab den Befehl, die Luke zu öffnen. Unvorstellbar, welche Angst die vier Menschen umklammerte. Wenn nun ihre Kräfte zu schwach waren, die Luke aufzumachen?

Der Deckel öffnete sich. Die zusammengepreßte Luft entwich, und das Meerwasser brauste herein. Der chinesische Steward wurde als erster hinausbefördert, und als letzter verließ Obermaat Willis den stählernen Sarg.

Rettungsboote nahmen die Schiffbrüchigen auf, und sie wurden an Bord des Flugzeugmutterschiffes „Hermes" gebracht. Willis erste Frage war nach Lovock und Holt, und zu seiner Bestürzung erfuhr er, daß man den Matrosen Lovock bewußtlos aus dem Wasser gezogen hatte. Der arme Kerl starb wenige Minuten später.

Alle andern erholten sich wieder, aber nach einigen Monaten wurde Willis von einer Nervenkrankheit befallen, einer Folge seines Abenteuers in 30 Meter Meerestiefe. Patrick Willis gab seinen Dienst auf, und nachdem er geheilt aus dem Krankenhaus entlassen war, hatte er die Freude, ein kleines Haus in Merton, in der englischen Provinz Surrey, vor sich zu sehen, das freundliche Gönner ihm zum Geschenk gemacht hatten. Hier in Merton lebt der Held des U-Boot-Unglücks „Poseidon" noch heute als Tankwart, und viele englische Automobilisten machen gern einen Umweg, um ihren Benzinvorrat bei dem berühmten Patrick Willis einzudecken, der in ganz England als tapferer Mann und großer Seeheld gefeiert wird.

Wasservorrates gingen schließlich verloren, so daß der einsame Seefahrer sich mit einem Becher Wasser im Tag begnügen mußte, und zwar trotz der glühenden Hitze, die während dieses Sommers auf den Atlantischen Ozean herniederbrannte. Achtundzwanzig Stunden war Alain Gerbault bewußtlos, und erst ein plötzlich herniederprasselnder Gewitterregen brachte ihn wieder zu sich. Und als er dann im September die Neuyorker Freiheitsstatue kreuzte und alle Schiffssirenen ihn begrüßten, war er der zweite einsame Seefahrer, der allein den Atlantik bezwungen, und der erste in einem reinen Segelboot, das nicht mit einem Hilfsmotor versehen war. Während dieser heroischen Fahrt von über drei Monaten durch die Ozeaneinsamkeit hatte er 60 Pfund Corned beef verbraucht, 36 Literdosen kondensierte Milch, 60 Pfund Zucker, 10 Pfund Tee und 35 Pfund Schiffszwieback. In Nizza oder Monte Carlo wäre ihn die Verpflegung für ein Vierteljahr entschieden teurer zu stehen gekommen!

Über ein Jahr hielt sich Gerbault in den Staaten auf, dann lichtete „Firecrest" wieder die Anker, und die abenteuerliche Fahrt um die Erde nahm ihren Fortgang.

Am 20. November 1924 verließ das Segelschiff, dessen Besatzung nur aus einem Mann bestand, Neuyork, und nach einer gefährlichen Sturmfahrt erreichte „Firecrest" zwölf Tage später die Bermudainseln. Am 1. April 1925 öffnete sich die Schleuse des Panamakanals vor dem tapferen Schiff, und wenige Tage später verließ es Balboa, um durch den Stillen Ozean die Galapagosinseln anzusteuern. Die Fahrt dauerte lange, denn erst am 9. Juli 1925 konnte „Firecrest" bei San Cristobal, der einzigen damals bewohnten Galapagosinsel, Anker werfen. Und achtundvierzig Tage später erreichte Alain Gerbault die ersten Südseeinseln, und damit war er am Ziel seiner Wünsche angekommen.

Nach einem Bummel von einer Insel zur andern traf den einsamen Weltfahrer am 14. Juli 1926 ein schwerer Schicksalsschlag, mit dem er durchaus gerechnet hatte, denn ganz ohne Schrammen und Narben konnte eine Reise, wie Alain Gerbault sie unternahm, nicht ihren Fortgang finden. Das Unternehmen trat in ein kritisches Stadium ein.

Abergläubische Menschen mögen sich merken, daß das Unglück an einem Freitag und eigentlich nach dortiger Zeit am 13. passierte, obwohl man in Europa um die gleiche Zeit schon den 14. Juli schrieb und sich das, was sich ereignete, auch an jedem andern Tag hätte abspielen können.

Gerbault segelte am Spätnachmittag zwischen zwei Koralleninseln in der Südsee. Ein plötzlicher Sturm zog auf, und innerhalb weniger Augenblicke war schon das Hauptsegel in zwei Stücke gerissen. Die Lage war bedrohlich. Nur ein ganz erfahrener Seemann vermag mit einer solchen Situation fertig zu werden, und Alain Gerbault, der sein Handwerk verstand, erreichte auch die Bucht der nächsten Insel und glaubte sich schon in Sicherheit, als ein zweites Pech ihn überraschte.

Die Ankerkette riß.

Immerhin bot sich die Möglichkeit, eine neue Ankerkette von einem Motorboot zu leihen, das sich in den gleichen „Hafen" geflüchtet hatte, und alles hätte gut gehen können, wenn — —

Wenn eben die verwünschte Kette mitten in der Nacht nicht von neuem gerissen wäre. Und bevor Alain Gerbault aus seiner Koje gekrochen war, wurde „Firecrest" schon auf eine nahe Klippe geschleudert, daß das Schiff sich auf die Seite legte und die Wellen darüber hinwegwuschen.

Dieser Augenblick war der kritischste Moment der ganzen Weltreise, und der einsame Abenteurer war wirklich nicht um seine Lage zu beneiden.

Über eine Stunde hielt sich Gerbault verzweifelt an dem gestrandeten Boot fest, dann sah er, daß gegen die Elemente nichts auszurichten war, und schwamm an Land. Und nun passierte etwas, das man als ein Wunder bezeichnen muß.

„Firecrest" schlug krachend auf das Riff auf, richtete sich gespensterartig in die Höhe und — folgte seinem Besitzer nach der Küste, bis es schließlich im flachen Wasser liegenblieb.

Am andern Morgen nach eingetretener Ebbe lag das Schiff trocken, und die Prüfung brachte des Rätsels Lösung.

Die Klippenspitzen hatten unter dem Anprall den Leitkiel weggerissen, und das jetzt wesentlich leichtere Schiff hatte der Strömung in das flache Küstenwasser folgen können. Boot wie Insasse waren noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen, und es tauchte nun das Problem auf, die Reparatur an dem Leitkiel vorzunehmen, und zwar auf dieser entlegenen Südseeinsel, auf der es keine Schmiede gab.

Alle Bewohner hatten sich natürlich inzwischen versammelt, und auf einmal tauchten auch zwei Chinesen auf, die lächelnd erklärten, daß für sie eine derartige Reparatur ein Kinderspiel darstelle. Gerbault betrachtete sich die gelben Männer etwas mißtrauisch, aber die Chinesen machten sich auch dann gleich ans Werk, und da sie sich nichts dreinreden lassen wollten und alles besser wußten, mußte sich Gerbault mit dem Zuschauen begnügen. Der Leitkiel, der, nebenbei gesagt, nicht weniger als 4 Tonnen wog, wurde mit großer Mühe wieder befestigt, und achtzig Eingeborene lotsten dann das Schiff ins Fahrwasser, wobei sogar der König der Insel Hand anlegte. Mit strahlendem Lächeln führten die Chinesen ihr Kunstwerk vor, aber Alain Gerbault erblaßte, denn die gelben Männer hatten den Kiel schief befestigt, und „Firecrest" lag so sehr auf der Seite, daß nur ein Akrobat mit dem Schiff hätte segeln können.

Inzwischen hatte ein vorbeikommender Handelsdampfer im Auftrag Gerbaults einen SOS-Ruf ausgesandt, und das französische Kriegsschiff „Cassiopée" eilte herbei, dessen Ingenieure und Mechaniker die Reparatur von neuem, und dieses Mal sachgemäß, vornahmen, so daß der Weiterfahrt des Bootes „Firecrest" nach einigen Wochen Pause nichts mehr im Wege stand. Von dem bösen Blick der beiden Chinamänner gefolgt, verließ Alain Gerbault die Unglücksinsel und schlug Kurs nach den Fidschiinseln ein, wo das Schiff gründlich überholt wurde.

Über Neuguinea, Indien, den Persischen Golf, das Rote Meer und das Mittelmeer kehrte Alain Gerbault unter mancherlei Abenteuern nach der französischen Küste zurück, und am 26. Juli 1929 lief das gute Schiff „Firecrest" in Le Havre ein, nachdem es als erstes Boot mit Einmannbesatzung die Reise um die Erde bewältigt hatte. Damit hatte die große und einzigartige Fahrt ihren Abschluß gefunden.

„Und so brachte ich, nachdem ich mehr als 700 volle Tage auf See verbracht und mehr als 40 000 Seemeilen in ewigem Kampf mit den Naturelementen zurückgelegt hatte, meinen alten Kasten doch wieder heim und steuerte ‚Firecrest' in einen französischen Hafen, um mein Versprechen wahr zu machen, das ich im August 1924 nach unserer Trennung vom Dampfer ‚Paris' aus an meinen besten Freund hatte funken lassen: ‚Ärgere dich nicht, denn eines Tages bin ich doch wieder da!'"

So beendet Alain Gerbault sein Tagebuch von der berühmten Reise („A la poursuite du soleil", Verlag Grasset, Paris), aber die Geschichte dieses Mannes endete damit noch nicht. Alain Gerbault ließ sich ein neues Boot bauen, und er zog wieder ganz allein auf Seeabenteuer aus, die ihn abermals in die Traumgefilde seiner Jugend, nach der sonnigen Südsee, führten.

(Schluß folgt)

Schuhe in Honduras

Von Thomas Kamppen

Ich weiß nicht, wie lange ich schon auf der Bananenfarm in Honduras gearbeitet hatte, einem weltvergessenen Ort, meilenweit von jeder Ansiedlung entfernt, jedenfalls war es eines Tages mit meinem einzigen Paar Schuhe zu Ende. Neue in Puerto Cortez zu beschaffen, hatte ich keine Zeit. Der Kauf hätte mich einen Weg von vier Tagen gekostet. Ich mußte nach Hause schreiben. Aus Vorsicht bestellte ich gleich zwei Paar.

Nun, und die acht Wochen, die ich darauf warten mußte, hatte mein Paar eben zu halten. Ich reparierte sie, so gut es ging, Eleganz war ja nicht nötig. Es dauerte sieben Stunden, da hatte ich sie mit einem Stück Treibriemen und abgekniffenen Kistennägeln wieder brauchbar hergerichtet.

Sie hielten, aber nur bis zum nächsten Regen, der bei uns allererste Tropensorte war. Ich ritt abends auf meinem Esel auf die Farm zurück, und es wäre auch alles noch gut gegangen, wenn ich nicht einem unglaublich betrunkenen Indianer begegnet wäre, der seiner Stimmung in schönen lauten Liedern mit Topfdeckelbegleitung Luft machte. Das vertrug mein Esel nicht. Wie gestochen rannte er nach Hause — aber ohne mich, denn mich hatte er vorher in den Straßenschlamm geworfen. Straßenschlamm — nun, das ist, was wir hier in Deutschland ein Moor nennen.

Wie ich dann auch noch heimgefunden habe, kann ich nicht mehr sagen. Aber wie ich aussah, nachdem ich stundenlang durch eine Landstraße in Honduras zur Regenzeit gewatet war, das brauche ich wohl nicht zu beschreiben. Meine Schuhe erkannte

ich am andern Morgen nicht wieder. Sie waren Lehmklumpen geworden.

Es war gemein. Ich weiß nicht, wie oft ich schon Lee gebeten hatte, mir Schuhe mitzubringen. Er war alle Augenblicke in Puerto Cortez. Aber er war ebenso vergeßlich wie Harry, der mir schon dreimal das gleiche versprochen hatte, auch, ohne es zu halten. Nun saß ich da mit meinen aufgelösten Tretern und mußte versuchen, sie wieder zusammenzuleimen. Nicht einmal anständiges Material fand sich dazu. In Dreckecken und Kehrichthaufen mußte ich mich mit den Aasgeiern um Blech, Draht und zöllige Nägel zanken. Jede freie Minute widmete ich meinen Schuhen. Eines Sonntags — es gibt himmlisch-ruhige Sonntage in Honduras, und alle andern waren auf die Jagd geritten — baute ich sie vor mir auf einem Tisch auf und betrachtete sie durch den Rauch einer guten Zigarre aus dem Schaukelstuhl. Sie hatten sich recht verändert. Zur Hauptsache bestanden sie aus Fliegengaze und Bandeisen. Länge und Breite waren nicht mehr zu unterscheiden. Das Oberleder war mit dreifachem Trompetenblech gegen Bruch gesichert, Sohlen, Gelenk und Absatz waren eine schöne, gerade Fläche, etwa fünf Zentimeter dick. Es war eine stolze Freude, sie anzusehen.

Aus Übermut ließ ich mir von Schneewitt — so nannte ich unsern indianischen Hausdrachen, weil sie stets unsere Siebensachen benutzte — Putzpomade und Twist bringen. Ich wienerte sie wie meine Mutter zum Sonntag ihre messingne Herdstange. Mir war wohl dabei und es kümmerte mich überhaupt nicht, daß das Telephon seit fast zwei Stunden ununterbrochen läutete. Der Kerl konnte morgen wieder anrufen, heute ging mich das Geschäft nichts an.

Als er aber gar nicht aufhörte, schickte ich zuletzt Schneewitt

an den Apparat. Sie kam sofort zurück, es würde englisch gesprochen. Da ging ich hin. Am andern Ende fluchte ein Amerikaner, daß die Membrane dröhnte. Doch damit konnte er mir nicht kommen, ich habe drüben viel gelernt. Zum Schluß donnerte ich ihn nur noch an: „Wenn sich hier nächstens nach zweimaligem Anruf niemand meldet, ist keiner im Hause, verstanden?“ Er war klein geworden und sagte nur: „Absolutely, Madam. Aber sagen Sie bitte dem Deutschen dort, daß er sich seine Schuhe abholen kann.“

Da hatte ich's! Es war so ein echter mittelamerikanischer Laden, in dem man alles kaufen kann, auch Schuhe. Ich hatte ganz vergessen, daß ich dort vor zwei Wochen angerufen hatte. Nur, meine Größe war nicht am Lager gewesen. Aber sie wollten welche für mich kommen lassen. Und nun waren sie da. Na, für heute war es zu spät. Der Laden lag immerhin dreißig Kilometer entfernt, und mein Esel war faul. Aber am Montag machte ich mich frei.

Ich kam nicht hin. Den Esel machte das Geklapper der Trompetenblechschuhe störrisch und er warf mich schließlich ab, ausgerechnet auf einer Brücke. Ich selbst konnte mich zwar noch am Geländer halten, aber mein einziges Paar Schuhe rutschte dabei in den Fluß. Nun war alles aus.

Aber was sollte ich auf der Brücke? Nicht weit lag eine Finca, ein Gut. Barfuß zog ich das Biest dahin. Der Farmer, ein Spanier, schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Wissen Sie denn nicht, daß es hier von Giftschlangen wimmelt?“ O ja, ich wußte es wohl, aber —. Als ich ihm meine Geschichte erzählt hatte, grinste er und sagte: „Man soll doch nie auf die Frauen schimpfen!“ Was er damit meinte, verstand ich erst, als er mir zwei Paar neue Schuhe schenkte. Seine Frau hatte sie ihm aus den Staaten mitgebracht, aber eine

Nummer zu groß genommen. Mir saßen sie wie angemessen. Den Laden ließ ich sausen.

Bis zum nächsten Tag war ich sein Gast. Ich muß sagen, daß ich in der Nacht drei-, viermal aufstand, weil ich nicht glauben konnte, daß meine Schuhsorgen nun zu Ende sein sollten.

Aber sie waren es wirklich. Nach meiner Rückkehr fand ich unter meinem Bett ein weiteres Paar. Dabei lag eine Besuchskarte mit dem Aufdruck „Dr. med. Lee Frank" und dem handschriftlichen Zusatz „hat endlich doch daran gedacht". Damit war es aber auch noch nicht genug. Mittwochs kam Harry mit einem Paar zurück. Er hatte an die Sonntagsjagd einen Bummel in Puerto Cortez gehängt und sie für mich ausgeknobelt. Und am Donnerstag kam das Paket aus Deutschland. Die gute Mutter hatte mir vorsorglich drei Paar eingepackt.

Nun hatte ich mit einem Schlag sieben Paar schöne, neue, heile, lederne Schuhe. Jeden Morgen um vier Uhr putzte ich sie alle der Reihe nach blitzblank. Und als ich sie dann zu Weihnachten auf meinen Gabentisch setzte, sahen sie immer noch wie neu aus.



Mindelsee mit Hegau
Zeichnung von Walter Waentig

Kind Gottes

Eine Scheffel-Erzählung

Von Peter Wiemar

5

Mädchen in Not (Schluß)

So langsam wich der grollende Sommersee zurück, daß der Scheidung schon sein blasseres Licht mit frühen Morgennebeln voranschickte, ehe die Reichenauer zum zweiten Grasschnitt kamen. Ihr Eiland bietet den tausend Menschen und ihrem Vieh nicht genug des Bodens. Darum dunkeln ihre Wälder im Bodan, und ihre Wiesen ziehen sich jenseits des Zeller Sees wie ein grünes Band um die Höri.



Aufn. W. Bader, Radolfzell

Radolfzellerinnen in Volkstracht

In den Tagen des Öhmd fahren die Männer vor Tau und Tag schon hinüber, das Kraut zu hauen. Des Mittags folgen die Frauen und Mädchen. An den Abenden gibt es auf hochbeladenen Schiffen allemal eine fröhliche Heimfahrt.

Mit kräftigen Strichen fegte Marie die Wiese blank. So frisch und gar roch das Heu. Wenn sie munter an der Arbeit blieb, durfte sie hoffen, wider Erwarten so früh fertig zu sein, die Ernte heute noch heimzubringen. Zwar gefiel ihr der See seit Mittag nicht recht. Der Elfuhrwind war längst eingeschlafen. Auf dem Wasser breitete sich ein bleierner Glanz aus, und die schwüle Luft lastete auf allen Gliedern.

Mit federnden Armen hob sie die duftige Fülle auf eine langgezinkte Holzgabel. Beschwingter noch schritt sie hinüber, wo im Schilf ihr Schiff lag, das sie mit geschickten Griffen und Rucken nach und nach belud.

Manchmal aber ließ sie doch zur kurzen Besinnung die Arme hängen. Unter dem weißen Kopftuch schimmerte ihr Antlitz mit den leicht geöffneten Lippen und den überhellen Augen. Sie blickte zur Mettnau hinüber, die dort hinfloh wie ein leichter Pinselstrich.

Nun schienen ihre Lippen durchblutet, als tränken sie eine fremde Süße. Nein, von hier konnte sie den Mann drüben nicht sehen. Gott bewahre sie, daß er sie je wiedersieht. Sie würde sich schämen bis in die Erde.

Denn daß der Herr Spazzo ein anderer ist, hatte sie schon an jenem Abend erfahren, als sie nach der Rückkehr von ihrer so denkwürdig verlaufenen Geburtstagsfahrt sich seines Geschenks zum erstenmal freute. Dem Büchlein voran stand des Dichters Bild und ein liebes Wort darunter. So sehr glich dieses Bild dem Herrn Spazzo ... und es stellte doch nicht den Herrn Spazzo vor, daß sie erst aus ihrem Wundern her-

aus sich zurechtfinden mußte, um zu erkennen, wer es war, der sie einlud, mit Wein und Kuchen bewirtete, voll Stolz seine Bilder, die Bücher, das Haus zeigte, die Vögel und die Blumen und ihr zuletzt das Andenken zum Gruß an die Berge des Appenzeller Landes in die Hände legte.

Seit dieser Stunde ließ es ihr keine Ruhe mehr. Allen verschwieg sie ihr Wissen um den Gastherrn: nicht zuletzt, weil sie seinen Namen nicht neuem Spott ausgesetzt wissen wollte. Und tiefer noch verbarg sie seine Gabe. Nur unter den verschwiegensten Weidenbüschen oder in der nächtlichen Ruhe ihres Dachzimmers wagte sie es, darin zu blättern und zu lesen. Um zuletzt immer wieder bei jenen Versen zu verweilen, die sich ihr in das Herz gebrannt hatten — die sie längst auswendig wußte und doch wieder las, von einem inneren Schauern angerührt:

„Deine Locken laß mich küssen,
Trinken deiner Augen Licht,
Einmal noch und dann nicht wieder,
Denn ich weiß den Weg der Pflicht.

Deine Hand reich mir zum Scheiden,
Neig dein kindlich Angesicht
Einmal noch und dann nicht wieder,
Denn ich weiß den Weg der Pflicht."

... Verse, aus denen ihr die dunklen Flammen einer alles verzehrenden und doch im höchsten Schmerz zur Lust geformten Leidenschaft entgegenschlugen, daß sie oft vermeinte, teilzuhaben an diesem Geheimnis einer großen Liebe; ja, selbst ein Teil von ihr zu sein.

So stark lebte das alles in ihr, daß der junge Konrad



Aufn. Lotte Eckener

Föhntag auf der Reichenau

Witterung bekam und die ganze Insel nach dem geahnten Nebenbuhler absuchte. Weiter richtete er seine Blicke nicht. Aber je mehr seine Liebe entbrannte, um so ferner glitt ihre Gestalt zurück, daß er es zuletzt nicht mehr wagte, nach ihren Händen zu greifen. Mit dem umfiedelten und bebänderten Brautzug zum Münster hatte es da noch gute Weile.

Hinzu kam die Strafsache, deretwillen er schon zum Gericht gefordert worden war und die, da er sich hartnäckig weigerte, dem Mann auf der Mettnau auch nur ein gutes Wort zu gönnen, schlimm genug stand. Wenn nicht alles trog, konnte er, wenn sie den Wein unter der Trotte laufen ließen, seinen Bußgang antreten. „Ja, du", hatte er zähneknirschend geantwortet, als Marie ihn bat, beizugeben und sich und ihr die Schande zu

ersparen, „mit dem hältst du's also! Lieber ins Cachot, als vor dem noch einen Kniefall tun! ..."

Seufzend überdachte Marie Honsell diese Dinge, als sie längst wieder über die Wiese werkte. Selbst wär' sie längst zum Scheffel hinüber und hätte für ihren Buben gebeten, wenn ... wenn! Ja, sie schämte sich wahrhaftig, ihm zuvor sagen zu müssen, daß sie nicht aus St. Gallen, sondern eine von der Reichenau sei. Und dann war da noch etwas, zutiefst in ihrem Herzen, vor dem sie sich ängstigte, seit er sie so angesehen hatte. Sie warf den Kopf zurück. Eine Närrin bist du! zürnte sie sich selbst. Mit spannenden Armen umgriff sie den letzten Heuhaufen, schichtete mit balancierendem Gefühl das Schifflein aus, überzog die stattliche Fracht mit Plantuch und heftendem Strick; entschlossen, der väterlichen Absicht zuwider, die Ernte über den See zu schaffen ...

Nun gibt sich das Seengebiet zwischen Konstanz, dem Hohentwiel und dem Städtchen Stein am Rhein genau wie sein übermächtig größerer Bruder, der Obersee. Trotz der Lieblichkeit seiner Gestade verleugnet er zu keiner Zeit seinen wilden Ursprung. Wenn seine Wasser gespeist werden von den sanften Flüssen und Bächen des schwäbischen Landes, die ihm den glatten Spiegel verleihen und Schminke und Puder dazu, so auch mit den strudelnden Eis- und Gletscherströmen der Glarner und Adula-Alpen. Ja, selbst vom Splügen rinnt und rauscht es zu ihm herab. Es stärkt ihn stets von neuem mit Kraft und Zorn.

Und da nach ewigem Gesetz die kalten Wasser in der Tiefe gehen und die warmen nur so obenauf spielen, sind jene die stärkeren. Aber wenn erst die Winde hinzukommen! Vom Hochgrat herüber die „Osterluft", scharf und schneidig wie ein frisch geschliffenes Sensenblatt; die Föhne, warm und breit, mit dem Gesang der Orgeln; und der Südwest!

Oh, der Südwest ist kein Wind. Schneller, als seine phantasti-
schen Wolken fliegen, wächst er zum Sturm aus. Wenn er aus
dem Rheintal hervorstößt, dazu angekurbelt von einer Ge-
wittersurgewalt, dann gnade die Heilige Mutter von Schie-
nen allen, so da fahren auf dem See.

Von den Seewiesen zwischen Gundholzen und Iznang bis
zur Nordspitze der Reichenau zählt man genau fünftausend
Meter. Ein rüstiger Ruderer vermag es in einer knappen
Stunde zu zwingen; zumal, wenn er der weltverlorenen
Schönheit, die ihn hier umgibt, kein Auge schenkt, sondern
unentwegt vorwärtsschafft. Jedoch ein Mädchen, mit einem
schweren Fuder Heu vor sich, braucht sicherlich das Doppelte.

Marie blickte zu dem Kirchlein von Horn hinüber, das
stark und gebetsfroh aus den Weinbergen aufstieg und mit
seinem Turmdach eine abgeschiedene Welt beschützte. Soeben
schlug es viermal. Da durfte sie hoffen, zum Abend drüben
zu sein.

Zudem strich ein Westwind herüber, darunter der See sich
wiegend hob und senkte; der so viel Kraft mit sich führte, daß
er, gegen die Ladung stoßend, das Schiff vorwärts drückte,
was zum Schluß auf ein Segel herauskam.

Marie lachte dazu und sprach: „Du bist mir der Rechte!"

Sie sprang hinein, stakte das schwere Schiff aus dem Schilf-
wasser heraus und legte sich tapfer in die Riemen.

So gelangte sie glücklich über die Halden hinaus. Unter ihr
rauschte es jetzt in der Höhe eines Kirchturmes. Darum ver-
sanken ihre Gedanken ebenso tief. Denn nun vermochte sie,
sie brauchte den Kopf nur ein wenig nach rechts zu wenden,
und das mußte wohl von Zeit zu Zeit geschehen, wenn sie nicht
zu weit abgetrieben werden wollte, die Mettnau deutlich zu
sehen ... jeden Baum und dann dort ... das Haus, den

Turm, darin sie einmal, o wie lange ist es her!... wie in einem Traummärchen glücklich war.

Daß unterdessen hinter dem langgestreckten Schiener Berg ein Gewitter sich zusammenzog, konnte sie nicht wahrnehmen. Sie war gutes Mutes und dachte: Der Vater wird böse sein! Aber nachher klopft er mir doch auf die Schulter und sagt: Bist eine Rechte, du! Vielleicht, daß er dann auch zu ihren Büchern nicht mehr so mitleidig lächelt. Hineinsehen wird er ... lesen.

Im schönen Takt hoben und senkten sich die Ruder. In ihrem Eifer merkte Marie nicht, wie der Wind sich in langen schmalen Schatten hinlegte und dann vom See verschluckt wurde.

Erst, als ein kühlerer Hauch sie traf, hielt sie inne und sprang auf, hielt Ausschau und sog die Luft in langen Zügen ein. Aber da war es fast schon zu spät. Zuerst heulte es aus der Ferne ... dann von oben ... es rollte in der Tiefe, und unruhig glimmernd brodelte es an vielen Stellen auf. Wie ein zum Angriff geordnetes Tankgeschwader schoben sich schwarze und blaue Wolken über den Kamm des Gebirgs. Um dann, auf den Schreckruf des Mädchens hin erst recht, sich schwefelgelb die steilen Hänge hinabzuwälzen; als wüßten sie um die weite Wasserfläche unter ihnen, die sie in weniger als einer Minute erreichten.

Marie wäre kein Reichenauer Fischerkind gewesen, um vor dem Bild des Schreckens, das sie wie ein Rundpanorama einschloß, länger als einen Augenblick zu zittern. Denn seit Jahrhunderten befahren die Inselleute dieses Wasser. Sie kennen seine Brust besser als die eigene. Wenn es auch meistens die Toten nicht herausgibt, so tun die Männer einen neuen Schwur zu ihren Flüchen. Die Frauen weinen nicht. Sie beten

und opfern dem heiligen Pirminius, gebären neue Söhne und Töchter dazu ...

Marie Honsell schätzte die ersten Wellen ab, die aus dem engeren Schlund des Untersees von Steckborn her antanzten. Oh, da ... hinter ihnen, größere, schaumüberperlte, ein Heer lichter Teufelchen!

Sie wußte: Noch dreimal neun solcher, dann kommen die schieferschwarzen an, die mit dem Rücken vorsintflutlicher Drachentiere! Denen ist kein Ruder und kein Segel gewachsen!

Zuerst dachte sie daran, zu wenden ... und gegen Norden zu fahren. Es brauchte nur einer kleinen Mühe, das Schiff in diese Fahrt vor den Sturm zu bringen. Dann warf es sie gegen den Strand der Mettnau. Schiff und Fracht verdarben vielleicht. Sie aber konnte sich retten!

Oh, dann treibst du ihm geradezu in die Arme, dachte Marie! Nein! Nie! Denn daß sie diesen Mann liebte, das er-



Hohentwiel und das Hegau

Nach einem Stahlstich von A. Mayer aus Scheffels Jugendzeit

kannte sie in diesem Augenblick der Not. Vielleicht, vielleicht, dachte sie, findet er dich nicht. Oh, doch! Gewiß findet er dich, Marie! Erzählte er dir nicht, daß es keinen Sturm gibt, der die Mettnau umbrüllt, in den mitten hinein er sich nicht stellt!

„Marie! Marie!" johlte der Sturm und riß ihr Haar zu einer kampfwärtswehenden Fahne auf.

„Marie! Marie!" donnerte es in ihrem Herzen, „so sehr liebst du ihn!"

„Eine Lüge einzugestehen, dazu gehört kein Mut", hohnlacht es brausend über sie hin.

„Ein Schiff im Sturm zu steuern vermag jede starke Hand!"

„Aber Liebe zu gestehen und zu erweisen ... das ist das Größte auf der Welt!"

Aber trotzig entschloß sie sich, dem See, der nun gegen sie ansprang, sich ebensowenig zu geben wie jenem Manne.

Mit einer Kraft, das Herz barst ihr fast, die Adern prallten unter der braunen Haut der Arme schwarz hervor, stemmte sie das Schiff vollends gegen die Wellen. Im ruhigen Schlag schwangen die Ruder auf und ab wie die Schwingen eines Sturmvogels.

Marie dachte: Wenn Gott will, treibt es mich gegen die Reichenau!

„Das war kühn gehandelt!" schrie eine wild gezackte Woge ihr zu und zerbrach vor dem scharf gestellten Steven.

„Paß auf, jetzt komme ich, Mädchen!" jubelte eine zweite, größere.

Wie es in keines Menschen Macht liegt, solcher Allmacht widerstehen zu können, ebensowenig vermochte auch der Trotz eines Herzens hier zu siegen. Denn nur um den Bruchteil eines Grades brauchte es dem Sturm zu glücken, die Längs-



Aufn. Lotte Eckener

Uferbild auf der Reichenau

achse des Schiffleins zu drehen, bei dem hochgesetzten Aufbau ein Kinderspiel ...

Da! Es glückte ihm, schneller als ein Gedanke ist. Mit mächtiger Faust schob er es ganz zur Seite.

Wie ein allzu ungestümer Liebhaber umfing er Marie, rang ihr, sie ganz zu entmachten, die Ruder aus der Hand und forderte sie zu einem Tanz über das höllische Parkett auf.

Aber ehe er seine Beute erwischte, mußte er schon weiter.

Denn dem Tod ist gegeben, an keiner Stelle zu rasten. Dazu klammerte sich Marie, das Haupt verhüllt, so fest mit beiden Händen an die Ruderbank, daß auch die Gesellen des ersten, gieriger noch und brünstiger, sie nicht zu fassen vermochten.

Nur einer Woge gelang es, das Schiff so recht vor die Hände zu kriegen und mit ihm über Wellentäler und Berge hinweg Fangball zu spielen.

Dreimal gezackt fuhr ein Blitz in den See hinein.

Und erlosch.

Dreimal im Echo verstärkt, rollte der Donnerschlag dahin.

Und starb ferne.

Zwar brach dann aus einer Lücke vorüberhastender Wolken ein einziger Sonnenstrahl und bespiegelte mit seinem Scheinwerferlicht kreisrund die Stelle, wo das unglückliche Fahrzeug trieb. Doch eine neue Himmelsflucht und ein Regenschwall hüllte das Bild alsogleich wieder ein, ehe daß eines Menschen Auge es hätte wahrgenommen.

Marie aber spie Wasser und Luft zugleich aus und atmete neue Lebenskraft ein. Sie lebte und trotzte. Sie zagte auch nicht, als sie sich ein wenig aufrichtete und sie alle kommen sah: Tiger mit heißen Zungen und grünen Augen und so furchtbar gepeitscht.

Doch dann stöhnte sie: „Mutter Gottes, hilf!"

Es brach über sie herein, riß und zerrte, überfiel sie, preßte ihr den Atem aus der Brust und den Schlag aus dem Herzen.

6

Wartendes Herz

Und es kamen wieder die Stunden, in denen es dem Dichter schwer ums Herz wurde und er den Tagen keinen Wunsch mehr abgewann. Wohl hob sich ihm oft das Bild des Mädchens



Maria Scheffel, die Schwester des Dichters

Marie so nahe entgegen, daß er es anzurufen und zu begrüßen vermeinte — bis zuletzt, wenn der Zauber schwand, die tote Schwester vor ihm stand und ihn daran erinnerte, wie glücklich er einst war, und ihn bat, ihr zuzulächeln.

Dann weilte er lange vor Marias Büste, die der Freund Konrad Knoll in München geschaffen. Seine Hände umschlossen sie in zärtlichstem Gedenken.

Und das Bild lächelte, wie ehedem die Lebende.

Wieder begann er die ruhelose Wanderung durch sein Haus. In jedem Raum begrüßte es ihn.

Geplant als Einsiedelei, war es anläßlich seines fünfzigsten Geburtstages, der in die Bauzeit hineinfiel, durch Gaben mancherlei Art zum Tempel der Freundschaft geworden. Auf Simsen und Wänden, Böden und Türen bot es sich ihm dar: edelgeformt, freigestaltet und bunt. Werke der Kunst und alten Gewerbefleißes: Kacheln, Krüge, Teller, irden und zinnern, Türschlösser, Kamingitter, Schnitzereien und Bilder ... das alles unter einer geschickten Baumeisterhand zu einem sinnvollen, lebenatmenden Ganzen vereinigt.

Das Schönste aber war jener Türklopfer, den Klose aus einem alten Thuner Haus unter Gott weiß was für Umständen losgeschraubt und über den See gebracht hatte. Der stellte eine Mädchenhand dar, verlangend schlank ... oder war es doch die eines reifen Weibes? Denn in der unberührten Wölbung ihrer Innenfläche hielt sie einen Apfel, der, aufschlagend, den Klang einer heiteren Lockung hervorzauberte und damit stundenlang das Ohr und alle Sinne füllte.

Jedesmal, wenn der Dichter sie in der seinen hielt und sie lange umschmiegte, es geschah nicht oft, dachte er: Du öffnest mir die Einkehr! Auch meine Ausfahrt solltest du beschließen!

Was aber dem Haus die Sicht und den Blick in die Welt gab, war das Fenster im Turmzimmer. Eingerahmt von bunten runden Butzenscheiben, ließ es in seiner Mitte Raum für eine Scheibe, der hellsten eine, darin das Gestade, der See, der Hohentwiel, der endlose wolkenüberspielte Horizont sich so unmittelbar, wie in verkürzter Perspektive fingen, daß man vermeinte, nur einen Schritt durch diese gläserne Wand tun zu müssen, um inmitten eines Zauberlandes zu stehen.

Und da Dichter wie Kinder sind, die nicht zu allen Stunden Rechenschaft zu geben vermögen, was von ihrem Leben dem Spiel, was dem Traum und was der fliehenden Zeit angehört, so wechselten das lebendige Mädchen und die tote Schwester hin- und herüber und verwuchsen zuletzt zu einem neuen Leben; das, obwohl es in des Dichters Hirn zu einem allzu plastischen Bilde sich formte, doch nicht einen Schritt in den hellen Tag wagte.

Oh, es ist bitter und es versengt die letzte Kraft, zu wissen, den „Ekkehard" allein als ganz vollendetes großes Werk hinter sich zu wissen. Dreißig Jahre sind nun verflossen, seit er daran fast verblutete. Er weiß, aus dem wunderbaren geschwisterlichen Einklang wären neue Werke gestiegen, wenn Maria nicht so früh und grausam hinweggemußt. Mit ihr war der Engel seiner Kunst dahingegangen; daß ihm nichts anderes mehr zu tun blieb, als auf dem Bauschutt großgeplanter Werke ihr seine Sehnsucht nachzusenden — oder aber in den Gestalten einer heldischen Zeit seine Liebe wieder aufwachen zu lassen.

So schuf er einst die Erzählung „Hugideo", die er eben jetzt vor sich und seinem Zauberspiegel liegen hat.

Er las: „Wie der Siedel fertig war, ging er auf etliche Tage von dannen über den Rhein; und wie er wiederkam, trug er einen Korb mit Fisch- und Jagdzeug auf dem Rücken und eine schneeweiße Marmorbüste auf dem Haupt und trug Geräte und Marmor den Berg hinan in seine Klause. Die Büste aber war das Abbild einer jugendschönen Römerin, einer von jenen Köpfen, deren Anblick anderthalb Jahrtausend später den Altmeister Wolfgang von Frankfurt anmutete wie ein Gesang des Homerus — das Haar in loser Flechte am Nacken geknüpft, frei, edel und groß das Antlitz, ein güldener Reif um die Stirn. Und er stellte das fremde Frauenbildnis in eine Wandnische,

als sollte es der schirmende Geist des Ortes sein und aller, die unten vorüberruderten ...

Später kam frühmorgens Nebo, der Fischer. ‚Habt Ihr gesehen?' sprach er, ‚wieder ein Städtlein weniger und ein Trümmerhaufen mehr! Augst, was taugst?' Er blies über die hohle Hand weg ... ‚Waffen und Weh! Nehmt Eure Schaufel und kommt, es gibt Arbeit!' In der Bucht des Rheines auf dem weißen, schimmernden Ufersand lag angeländet einer Jungfrau Leiche, die weiße römische Tunika wasserschwer um die schlanken Glieder geschmiegt, das Haar in Flechten über den stolzen Nacken wallend, die Stirn von goldenem Reif umfaßt. Unter der linken Brust klaffte ein leiser Riß im Gewand. ‚Merkwürdig', sprach Nebo, der Fischer, ‚wie die blasse Maid dem Marmorbild gleicht, das Ihr auf dem Berg droben aufgestellt.' — ‚Jawohl — merkwürdig', sprach Hugideo. Lang und starr stand er vor der Leiche. Er hob sie empor und trug sie mit starken Armen den Berg hinauf ..."

Heute empfand der Dichter sein Werk wieder so stark, daß er darüber erschrak und im Lesen innehielt.

Gibt es denn in diesem Leben schon eine Wiederkehr? dachte er. War seines Werkes Genius so nahe und gab ihm den Mut, noch einmal die Feder anzusetzen und unter seinem Anhauch zu schaffen? Du bist es, Mädchen im Schiff! Einen Stirnreif trägst du nicht. Aber Korallen bluten an deinem Hals, und im Ohrgehänge trägst den geheimnisvollen, Kräfte spendenden schwarzen Onyx!

Über den alternden Mann blühte der Mai mit roten und weißen Apfelbüschen. Die Bienen summten trunken darin. Marie! Marie!

Seine Stirne sank auf die Blätter, daß er die eingespiegelte Landschaft, den Himmel mit den Wolken — oh, wie dunkel war



Scheffel in jüngeren Jahren

Zeichnung von A. von Werner im Jahre 1867

unterdessen dieser Himmel geworden! — und sich selbst vergaß und auf die Erlösung seines Herzens wartete ...

„Herr von Scheffel! — Herr von Scheffel?" rief es von draußen.

Der Dichter fuhr aus seiner Vergessenheit auf. Er erschrak

über die plötzlich auf ihn zuwandernden Wolken, mehr noch über die unter ihrer fahlen, schnell wechselnden Beleuchtung gefährlich drohende Landschaft und darüber, daß doch ein Mensch den Weg zu ihm gefunden hatte und seinen Namen laut und deutlich aussprach.

Der Mensch mag fliehen, wohin er will. Er mag die Freude von sich stoßen und das Unheil lieben. Ja, fiele er in einen tausendtägigen Schlaf ... einer weiß ihn stets zu finden.

Denn ein Briefträger ist der Bote des Lebens und des Todes. Er hat flinke Beine und einen bewundernswürdigen Ordnungssinn für die Verkündigungen des Geschicks, für die wenigen guten, für die zahllosen schlechten. Er ruht und rastet nicht, bis er sie in die richtigen Hände gelegt hat. Er weiß, was in den gelben, blauen, weißen, den leise duftenden und den streng sachlich abgekanteten Hüllen verborgen ist. Und hat er eine besondere Sache ausgemacht, läßt er sie so bedächtig aus seinen Händen gleiten, als vermöchte er auf diese Weise das Unheil um ein weniges aufzuhalten. Er kennt alle Finger, die sich ihm zögernd, abwehrend oder verlangend entgegenstrecken und weiß, was sie erwarten. Dann wiegt das leichte Papier oft zentnerschwer. So schnell läßt er es hinüberwechseln, als könne er selbst des Unglücks, das er bringt, teilhaftig werden.

Solch ein Bote war der alte Sebald. Aber diesem Brief hatte er doch nicht ganz getraut. Und so war er, als er den Empfänger im Haus Seehalde nicht fand, den Mettnaupfad hinaufgeschritten. Sicher, was er in der Tasche trug, wog tausend Felchen schwer!

„Was ist denn los, heiliger Sebaldus? Brennt's in Nürrenberg wieder!"

„Es brennt nicht in Nürrenberg, Herr von Scheffel! Aber excusez! daß ich Euch hier störte ... ich meine, um den hier solltet Ihr keine Stunde verlieren!"

Mit leise zitternden Händen und einem letzten verabschiedenden Daumendruck reichte er den Brief hin.

Scheffel besah Aufdruck und Stempel, und er suchte nach dem Falzmesser. Da warf ein erster Windstoß einen Fensterflügel krachend zu.

„Da, Sebaldus, nimm dir eine ... und steck sie an. Aber verbrenn dir den Heldenbart nicht!" belohnte er den Boten, „und schau, daß du heimkommst!"

Sebald dankte mit seinem herzlichsten Grinsen, besah sich noch einmal den Brief und dachte: Jetzt weiß ich's ... ein ganz schlimmer ist es diesmal. Und ging.

Scheffel schnitt den Umschlag sehr ordentlich auf und las. Aber er hatte den Tenor des Urteils noch nicht überflogen, als das vielbogige Schreiben zerknüllt in die Ecke flog. Ein zweiter Windstoß knallte den andern Flügel zu. Vom See her grollte es.

„Der Teufel hol' euch alle, Federfuchser!" schrie es aus dem Mann heraus.

Das war sein fünfter Zivilprozeß, den er um den geliebten, von Mensch, Element und Fiskus umstürmten Boden führen mußte. Wieder wiesen sie ihn zurück mit den verlogenen Formeln eines Rechtes, das sie das römische nannten, mit dem sie die Scholle verschacherten und das Blut vergewaltigten. So sonnenklar lag sein Recht vor aller Welt. Sie aber führten die spindeligen Wurmfinger an die Nasen und antworteten: Es ist nur der Schatten des Mondes! Er forderte: Meine Erde! Meine Heimat! Mein Recht! Jene aber wälzten so lange in den Pandekten des Corpus juris civilis, 533 zu Byzanz mit gesetz-

licher Autorität veröffentlicht, bis unter dem aufgewirbelten Staub der Mensch erstickte.

Unruhig auf und ab schritt er in dem weiträumigen, lichtdurchfluteten Turmzimmer, das mit den holzgetäfelten Wänden und der Decke, dem nie versagenden grünen Kachelofen, dem Gewehrschrank, der des Weidwerks Ernst und Schnurren aus Kolben und Schlössern spiegelte und mit der anschließenden Bibliothek seine letzte Zuflucht blieb.

Dieses schmähliche Recht! Gerade gut genug, auf seinen Protokollbogen ein jauchzendes Gaudeamusgedicht zu entwerfen! Wie ehedem in quellender Jugendfreude.

Scheffel lächelte ingrimmig.

Hin und her schritt er. Nun war es wieder vergeblich gewesen. Der Boden der neuen Heimat drohte ihm unter den Füßen wegzusinken.

Er trat zum Schreibtisch, und verächtlich klappte er das Büchlein Hugideo zu. Was sollte ihm das noch alles?

Schwermut gewann wieder Macht über ihn und wuchs mit dem draußen sich hebenden Sturm. Wie der in die Weiden griff, daß sie flatterten wie die gelösten Schleier rossereitender Frauen ... sie dann rutenpeitschend auf den See niederklatschen ließ!

„Willkommen, Sturm!"

Er griff nach Hut, Mantel, dem festen Stock mit der Hirschhornkrücke und trat hinaus.

Himmel, Wasser und sein Herz kochten weiß und schwarz auf. Der Sturm soll wissen, daß er vor ihm keinen Schritt zurückweicht. Nein! Er ruft ihn in dieser Stunde. Alle seine Wölfe soll er loslassen und sie heulend im Südwest daherjagen! Ja! Gegen sein Land!

„Kommt alle! Freßt Feuer, Wasser, Erde, Luft, ihr Satane! Festgegründet liegt meine Erde!“

Scheffel blickte über die mit seltsamem Hell und Dunkel übertropfte Fläche.

Aber, was war denn das? Dort drüben ... mittendrin! Im brodelnden Kessel ein Schiff! ...

Natürlich, ein Heuschiff. So leichtsinnig wie immer, diese Menschen! Von Gundholzen schien es zu kommen ... Ah ... einer der verfluchten Reichenauer! Mag der Kerl Wasser saufen! Da hat er seinen See!

Von Unrast getrieben, umstampfte Scheffel eine Bucht. Als die Büsche den Blick wieder freigaben, blies ihm der Sturm sein freudigstes Signal entgegen.

Ah, dem dort geht es dreckig ... dem Kerl da!

Unter einer riesigen Woge verschwanden Schiff und La-



Klostergarten Mittelzell mit dem Münster
Nach einer farbigen Zeichnung von Walter Waentig

dung. Doch nun hob es sich wieder, stand aufrecht, wie es sich für ein Schiff gehörte. Nur so tief lag es im Wasser.

„Mut hat der Bursche", sagte er jetzt anerkennend und fürchtete, daß die nächste Woge den Mann in die Tiefe mitnahm.

Die Fischer von Berlingen und Ermatingen und Allensbach waren nicht die schlimmsten. Aber die Reichenauer! Die prozessierten gegen ihn. Und sie gewannen obendrein! Sie allein waren es, die ihm das Leben hier schier verleideten. Er gönnte ihnen eine Flaute, leere Netze und den wasserscheuen Burschen einen Kübel des himmlischen Nasses. Aber hier ... hier trieb ein Mensch in Todesnot!

Er kletterte in eine Weide hinein und sah mit wachsender Aufregung, daß das Fahrzeug ohne Ruder und Steuer gegen seinen Strand herantrieb. Und er dachte: Dort fährt niemand mehr! Da kannst du nichts anderes tun als zuschauen, wie das Wrack an dein Ufer geworfen wird.

Und im Wiegen des Baumes, der mit See und Wolken im gleichen donnernden Rhythmus ging, staunte er in den Aufruhr der entfesselten Elemente hinein ...

Plötzlich sprach er zu sich selbst: „Schau genau hin! Es liegt ein Mensch im Schiff!"

Da sprang er ab und rückte den Hut tief in die Stirne. Er lief zurück und fand die Gondel auf dem Sand. Er riß sie von der Kette los und schob sie den anwellenden Wassermassen entgegen. Wie ein Junger sprang er hinein. Doch ehe er ein Ruder ergreifen konnte, warf die schäumende Brandung das nußleichte Fahrzeug zurück, legte es breit und bauchig hin.

Scheffel knirschte: „Es muß gehen!"

Er hob und schob, stemmte sich dagegen. Ruckruck! Klatsch! Eine neue Welle warf es ihm verächtlich vor die Füße.



„Mag lauern und mag trauern
wer will, hinter Mauern:
Ich fahre in die Welt!“ *J. V. von Scheffel*

Scheffel auf einer Wanderung am Fuße des Hohentwiel

Nach einer Zeichnung von Anton von Werner

Da ließ er ermattet die Arme sinken.

Nach Radolfzell zu eilen ... das dauerte fast eine halbe Stunde. Von dort kamen sie zu spät!

In hohen Sprüngen jagte er wieder zurück, um zu sehen, was geschähe; vielleicht, daß sich doch eine Rettung zeigte. Die Schauerwolke eines körnigen Regens hüllte ihn ein.

Dort ... dort trieb es heran! Eine plumpe ungefüge Masse ... gerade auf die vorgelagerte Schilfinsel zu. Jetzt fuhr es auf, neigte sich halb zur Seite.

Weiter sah er nichts, dachte er an gar nichts mehr. Bis zu den Knien stand er im Wasser und stemmte sich hindurch. Glücklich gelangte er auf das Fleckchen Erde. Er faßte herzhaft zu und wunderte sich, wie weich und gelenkig der Körper sich anfühlte, und über das schöne schwarze Haar.

Sanft löste er die Bewußtlose aus ihrer Verklammerung.

„Wer auch hieß dich armes Tier im Sturme fahren?" sagte er. Er bettete das Mädchen an seine Brust und trug sie auf das feste Land.

7

Die bunten Kugeln

Auf der Heubühne des väterlichen Hauses saßen die beiden Nachgeborenen des Dominikus Honsell. Der Bub mit einem stillen versonnenen Gesicht; das Maidli war ein Jahr älter. Ihr sah man es jetzt schon an: Die Elfjährige würde schön und fremd eines Tages anzusehen sein wie ihre Schwester, die Marie. Die Luft der allen Winden ausgesetzten Reichenau schafft leicht solche herzfesten Frauen.

Jedes der Kinder hielt ein Näpfchen auf dem Schoß, mit quirlendem Seifenschaum gefüllt. Hauchdünn gespannte Blasen waren es, welche die beiden mit mehr oder wenig Kunst und

Zufall aus den Strohhalmen hauchten. Rot, orange, gelb, grün, hell- und dunkelblau, sogar violett erstrahlten sie ... schwimmende kleine Weltkugeln in der laulich unbewegten Luft.

„Schaust!" sprach jetzt das Maidli, „ist dies aber eine schöne!"

Da schwebte sie, wie aus oszillierendem Glas. Die dünkte ihnen herrlicher als die größte Kugel im Weihnachtsbaum.

Sie saßen da mit offenen Mündern und hochgezogenen Stirnen und merkten es nicht, daß die Mutter hinter ihnen stand. Getrieben von der Sorge um diese Kinder, war sie auf den Dachboden gestiegen. Nun schaute sie lächelnd dem Spiel zu, das nicht nur die innersten Wünsche offenbart, sondern auch die unerfüllten Sehnsüchte, davon das menschliche Herz oft sterbenskrank ist, für einen seligen Augenblick befriedigt.

Wer das Eheweib des Dominikus Honsell so stehen sah, wie über ihr Gesicht der Wunsch lief, diese Kunst auch noch einmal zu versuchen, erkannte in ihr sofort die Spenderin und Bewahrerin jener Schönheit, die Marie so sehr auszeichnete, die wie ein altes Liebeslied sich gab, seit irgendwo und irgendwann, vielleicht schon mit den ersten Reben, ein starker Mann italischen Blutes in der Reichenau verblieben war. Dessen Blut dann, nachdem es oft generationenlang geruht, in solchen Blüten plötzlich sich noch einmal verkündigte.

„Oh!" sprach das Maidli bedauernd. Die Seifenblase war geplatzt.

Der Bub rührte heftig in seinem Napf, mit neuem Schaum eine größere, schönere zu blasen. Da gewahrten sie die Mutter und hielten inne in ihrem besinnlichen Spiel.

Denn die stieß einen leisen Ruf des Schreckens aus. Genau an der Stelle, wo vorhin der bunte Ball schwebte, war gleichsam ein Loch in den flimmernden Vorhang gesprengt, der über

dem See zwischen der Insel und dem jenseitigen Ufer hing. Durch diesen Ausguck sah sie fern ein Schifflein, klein ... ein dunkler Flecken. Aber der Ruck in ihrem Herzen sagte ihr, daß es Marie sein müsse, die in ihrem Eifer sich mit dem Öhmd auf den See gewagt.

Die Kinder hatten unterdessen ihr Spiel wieder aufgenommen, während die Mutter die kaum merkliche Bewegung des Fahrzeuges nicht aus den Augen ließ. Aber sie fand keine Ruhe mehr. Und mit den ersten Zeichen, die über dem Rheintal heraufwolkten, wurde es ihr zur Gewißheit. Denn nun hielt das Heuschiff unentwegt auf die heimatliche Insel zu.

Mit einem Griff faßte sie die Kinder und eilte die Stiege hinab.

Sie fand den Mann zwischen den aufgespannten Netzen. Der schüttelte zuerst das Haupt und stieg brummend hinauf.

Er kam mit verbissenem Gesicht zurück und sprach: „Wir müssen sie holen!"

In wenigen Minuten eilte die Kunde durch das Dorf Unterzell. Selbst aus den Bradlerhäusern kamen die Männer herbei. Sie halfen dem alten Dominikus das Schiff des Konrad Sulger rüsten und auf das Wasser bringen. Wendelinus Gasser sprang als dritter Mann hinzu.

Aber Wind und Wolken sind schneller, als solche menschlichen Hantierungen zu sein pflegen. Denn dabei verknotet sich leicht ein Seil, findet sich eine gelockerte Schraube. Umständlich mußte ein Steuer eingehängt werden. Wer will bei so drohendem Wetter ohne Steuer fahren? Jede solcher verlorenen Sekunden zählt nachher der Ruderschläge viele.

Mit dem ersten Wellenkräuseln kamen sie doch in Fahrt. Es gelang ihnen noch, bis an die Grenze heranzukommen, die in zehn Meter Tiefe von dem Konstanzer zum Radolfzeller

Münsterturm verläuft. Aber schon begannen die Männer unter dem Druck des Sturmes zu arbeiten, und dann kamen sie über einen Punkt nicht hinaus.

Das war der Kirchturm von Berlingen; und auch Dominikus merkte es nicht sofort. Er teilte es dann den beiden mit, die sich darauf mit erhöhter Kraft in die Riemen legten. Aber der Kirchturm rückte, als sei er verhext, nicht von der Stelle.

Ja, jetzt schob er sich langsam vor. Und der Steuermann erkannte unter dem erneuten Anprall der Wogen, daß es um das Leben ging, wenn ihnen vorher die Kräfte versagten und sie dem Mädchen nicht helfen konnten.

„So lassen wir uns nicht zum besten halten. Über dies Wasser sind wir stets noch Herr geblieben!" sagte er.

Doch im gewitterigen Licht mußte er zusehen, wie drüben der Klumpen Heu hilflos gegen die Mettnau trieb.

„Herr Gott, hilf uns!" murmelte er. Aber laut sprach er: „Jungens, tausend Meter sind's noch!"

Die beiden Ruderer konnten nichts sehen. Fest und hart klangen ihre Rufe. Unter dem Schlag der Ruder tanzte das Schiff immer noch auf derselben Stelle.

Konrad schrie es dem Alten zu: „Heute will ich das Leben für die Marie geben!"

Der antwortete: „Ja, Kunert!"

Sie wandten das Schiff und jagten es genau in die Lücke hinein, die zwischen der Hagnau und der Reichenau sich erstreckt. Und obwohl sie in fast schwindelnder Fahrt an dem hilflosen Schiff vorbeizogen, es hinter sich ließen, geschah es nur, um den stilleren Markelfinger Winkel zu erreichen und dem Sturm die Kraft abzulisten.

Noch einmal sahen sie es im Vorüberfliehen, und es wurde ihnen elend und zornig ums Herz. Dem Alten zitterten mit

einemmal die Hände, daß sie kaum das Steuer zu halten vermochten. Dem jungen Konrad aber stach es so tief ins Blut, Marie verloren zu wissen, daß unter solcher Herzgewalt ein Ruder splitternd zerbrach und ein halber Mann ausfiel, gerade als eine Windsbraut sie so stürmisch umfaßte, daß ihnen der Atem fast verging ...

*

Indessen aber fühlte das Mädchen sich ganz von ferne gehoben und getragen; von Wellen, die lind und spielend daherkommen und singend wieder gehen. Zwar klammerte sie sich im Dämmer ihrer Bewußtlosigkeit auch weiterhin fest. Doch atmete sie ruhiger. Über die schmalgewordenen Wangen fiel ein dunklerer Schein.

Oh, das war ein Wiegen und Summen, wie keine Mutter ihr Kind liebreicher betreut. So aufgelöst, so einem unsagbaren Schönen endlich hingegeben zu sein! Das Gesicht lag dicht an der fremden Brust, von der eine Wärme ausströmte, daran ewig gut zu ruhen war. Denn noch schwebte sie in ihrer Angst zwischen Himmel und Wasser; noch griff es mit nassen Händen nach ihr, toste es dunkel in ihren Ohren, füllten sich die Augensterne mit blutrotem Licht, als ob sie zwischen Algen und Tang auf des Wassers tiefsten Grund sinke.

Der Mann aber, der sie trug, wußte immer noch nicht recht, was ihm widerfahren. Denn die Gefühle der Erinnerung und der Sehnsucht, des Traumes und der Wirklichkeit stritten noch um die Herrschaft seiner Sinne. Einmal sogar schaute er erschrocken auf das Mädchen herab, ob nicht doch unter der linken Brust ein Riß im Gewand sei ... und ein kleiner Tropfen Blut daran. Doch er konnte es nicht sehen, so eng schmiegte sie sich ihm an. Im quälenden Weiterschreiten war es ihm ein Trost,



Lindau mit dem Obersee und Gebirge

Nach einem Stich von L. Mayer

durch die nassen Kleider hindurch zu verspüren, daß diesem Körper das Leben nicht entflohen und er im weißen Muschelsand der Mettnau kein Grab zu schaufeln brauchte.

Tiefatmend verlangsamte er seine Schritte, als könne er nicht lange genug eine solche Last tragen ...

Mit dem Regen zogen auch die schwarzen Wolken vorüber, und hinter dem Schiener Berg bog sich über eine silberne Brücke eine Helle herauf, die einen schönen Abend versprach. Auch der See schien der Aufregung genug zu haben. Über seiner immer noch hochwogenden Fläche glitzerten verborgen gehaltene Lichter und Farben auf, und ein breitgefächerter Schimmer legte sich beruhigend über ihn hin.

Nun erkannte der Mann endlich, wen er schon eine ganze Zeitlang so trug ... Stirne, Nase, der knospende Mund, der in seinen Winkeln noch in tiefstem Schlaf lag! Es erschien ihm unausdenkbar, daß er sie, die ihm einmal nahe war und dann

von ihm umsehnt blieb, hoffnungslos und darum unberührbar, jetzt in seinen Armen trug.

Sie erschien ihm lieblicher als je. An ihrem Ohr hing auch der Onyx, der Glücksstein eines heißen Geburtsmonats. So dicht vor seinem Mund, daß er ihn nur zu neigen brauchte.

Ein Tröpflein, funkelnd und tauig, hing daran.

Mit leisesten Lippen küßte er es fort.

Aber nun zum Mettnauhaus hin mit dir! Dort warten mütterliche Hände. Du wirst dich wundern, Mädchen, wie sie dir allen Schmerz hinwegnehmen.

So dachte er und schritt aus, obwohl die Last schwer in seinen Armen lag. Und wenn sie erwacht, will er es sein, dem sie im ersten Aufblick in die Seele schaut!

Doch mitten in den Gefühlen, die ihn so einspannen, erkannte er den Betrug. Dieses Mädchen ... nie war sie aus St. Gallen! Es ist eine von der Reichenau!

Fast hätte er sie fallen lassen.

Wo waren damals nur seine Augen gewesen. Mit den beiden Burschen hatte sie ihr Spiel um ihn getrieben, über ihn gespottet. Dann wußte es die ganze Insel, und er stand da, ein verliebter Narr mit grauem Haar!

Mit einem Ruck, der Schlimmes verkündigte, blieb er stehen. Er sah den Weg zurück, den er mit ihr geschritten. Dahinten stiegen aus Dunst und Wasser die schwachen Konturen der Insel auf.

Derselbe Blick voll Haß traf jetzt das Mädchen Marie.

„Also auch du betrogst mich, spieltest mit mir, wie alle, die ich liebte", sprach er; „mit heiterstem Gemüt hintergingst du mich! Ich sollte dich hier an diesen Strand legen. Da magst du rufen und schreien, bis dich wer hört!"

Ein neuer Strahl, von Haß und Leidenschaft befeuert, traf Marie.

„Ja, was soll ich noch an dir tun?" sagte er; „war es nicht genug, daß ich dich dem Tod fortnahm, damit du morgen wieder über mich lachen kannst!"

Er schritt schon wieder voraus und sagte: „Der Emma will ich das nasse Bündel reichen. Sie soll damit tun, was sich schickt!"

Er selbst aber wird in den Abend hineinlaufen, sich tiefer in seinem Herzen noch abriegeln und hadern mit Gott und Mensch.

So trug er sie zu seinem Haus.

Doch als er den Fuß auf die Schwelle setzte und mit der freigemachten Rechten nach der bronzenen Frauenhand greifen wollte, den merkwürdigen Gast anzumelden, erwachte das Mädchen Marie. Leise wand sie sich in seinen Armen, ihre Griffe lockerten sich; sie hob sich ihm entgegen, daß sie vor ihm lag mit der jungen, atmenden Brust, die unter dem angeklebten



Blick auf die Mettnau
Zeichnung von Walter Waentig

Sommerkleid wie unverhüllt sich ihm darbot ... mit dem knieverschrägten kindlichen Schoß, dem marmornen Hals, darin das Blut sichtbar wieder in roten Gängen eilte.

Aber wie in halbem Traum noch schienen ihre Augen wen zu suchen und sich zu wundern, daß der Gesuchte ihr so nahe war.

Keine Scham ist so tief, keine Scheu so süß, keine von Frauen erfahrene Unschuld so rein und keusch wie diese ihm also dargebrachte Verehrung und Liebe. Ein Mund, der bebte, weil er nicht sprechen konnte. Der aber aufblühte und mit öffnenden Lippen ihm entgegenwuchs, bis er den seinen berührte und ihn selbst, den starken, hassenden, liebenden Mann unter einer zitternden, Verzeihung erheischenden Seligkeit erschauern ließ ...

„Marie heißt du!" sagte er, als sie sich befreite und in seine Arme zurücksank.

„Ja", antwortete sie.

„So weißt du auch, wer ich bin?"

Er fühlte, wie sich ihr Leib unter seiner streichelnden Hand erwärmte.

„Ja", lächelte sie; „und du bist gut."

Wieder blickte sie ihn an, bis er sie küßte. Aber diesmal war es die Flamme der Leidenschaft, auf die er stieß, die köstlich auflodernde Inbrunst einer unberührten Magd, die einen Traum als höchstes Leben empfand.

Doch unter diesem Kuß, der ihn in die Knie zwang, erstarb das Lächeln. Die Augen schlossen sich wie zu einem langen Schlaf. Und als die Lippen wie zwei müde Blütenblätter abfielen, trugen sie das Siegel herbster Jungfräulichkeit.

Der Dichter blickte erschütternd auf sie herab und rief sie mit dem zärtlichsten Namen an, wie man eine Tote anruft: „Kind ... Kind ... Du meine liebe Schwester Maria!"

Und dann klopfte die erzene Frauenhand in den Frieden des Hauses hinein.

Emma Heim stand da, groß und schlank, mit wundernden Augen und hingereichten Armen.

Er legte das Mädchen Marie Honsell hinein und sprach: „Da schaust, Emma, ich fand sie im See."

8

Die Heimkehr

Zum Abend schliefen die Gewässer unter einem Regenbogen ein.

Aber die Männer auf der Reichenau banden ihre Schiffe los; sie nahmen schwere Schleppnetze und lange Haken mit. Sie rüsteten sich mit Fackeln und Windlichtern aus, mit Speis' und Trank, als gedächten sie einen Fischzug zu tun, der eine Nacht und einen Tag währen sollte. Denn so lange dauerte es oft, bis sie eine Leiche gefunden und auf einem angebundenen Schiff heimwärts führen konnten.

So strebte alles, was ein Ruder zu schlagen vermochte, westwärts der sinkenden Sonne entgegen. Die stand hinter dem Hohenstoffeln in der Senke zwischen zwei Gipfeln und füllte sie mit Feuer. Eine Lohe brach daraus hervor, welche die Horizonte nach Süden und Norden überflammte, ja die ganze Welt in eine gewaltige Glut tauchte und das Wasser allerorten aufbrennen ließ. Sogar weit ostwärts, wo die Alpenzinnen den Gesichtskreis in grandiosem Schwung abmauerten, schwammen rosarote Wölkchen, der fernste Abglanz jenes Unterganges im Westen.

Auf dem umquaderten Friedhof von St. Peter in Unterzell, wo die Blicke weit bis in den Hegau schweifen dürfen und

die Toten in allen Nächten ihren See rauschen hören, standen die Frauen. Sie falteten die Hände auf der Brust und sprachen kein Wort. Mit starren Augen sahen sie den Männern nach, die mit ihren Schiffen in dem roten Wasser versanken.

Als aber das Angelusläuten sich aus den schlanken Türmen sang, schritten sie hinein und beteten um glückliche Rettung aus Seenot und um eine selige Sterbestunde ...

*

In derselben Abendröte stand der Dichter, und der herübergewehte Avegruß umfing ihn auch. Er schien tief bewegt und doch ruhig, als wäre er es, der vom Tod weggeholt worden. Wie einer, der eine gute Tat verrichtet und in der Nacht den besten Schlaf seines Lebens tun wird, wandte er sich, noch einmal den See, den Himmel, die Welt mit einem Blick aufzufangen.

Da gewahrte er, wie drüben der See sich mit Schiffen und Männern belebte, und dachte daran, daß es Zeit sei, das Mädchen den Ihren zurückzugeben.

Ein Fenster öffnete sich über ihm.

Emma sprach: „Sie will dir danken, Joseph!"

„Nein", antwortete er, „sag ihr, dies sei schon abgegolten."

Und schritt davon.

Sie jetzt noch einmal sehen? Nein! Das wäre eine unnütze Qual für ihn ... und für sie? Vorbei ... Vorbei ...

Als er zu dem gescheiterten Schiff kam, entdeckte er einen alten Mann und zwei junge Fischer im Uferschilf. Lange sah er ihnen zu.

Endlich rief er: „Hallo! Ihr da?"

Drei Gesichter hoben sich und schauten ihn ernst und stumm an.



Der Zug der Renntiere

Von Allen Roy Evans

Deutsch von Richard Hoffmann

Schluß

Bisheriger Inhalt:

In der Auklandbai rüstet man eine Expedition aus mit dem Auftrag, im höchsten arktischen Norden das Gespenst des Hungers wirksam zu bekämpfen. Die Karibuherden (Renntierherden) blieben aus, die Hauptернährungsquelle der Inlandeskimos versiegte, ganze Dörfer und ihre Bewohner drohten dadurch vernichtet zu werden. — Dreitausend Renntiere werden ausgesucht, und diese gewaltige Herde tritt nun den Marsch in die unbekannte Ferne an. Jon, der schweigsame, unparteiische Lappe, wird zum Führer bestimmt. Er trägt die ungeheure Verantwortung mit dem Pflichtbewußtsein eines Mannes, dem das anvertraute Gut und Blut höher steht als sein eigenes Leben. Nach sorgfältigster Auswahl werden Pehr, Akla und Mikel in die Begleitmannschaft aufgenommen. Kämpfe mit den Urgewalten der Natur, mit Rudeln ausgehungerter Wölfe, die Gefahren der mannigfachen Flußüberquerungen und andere Abenteuer bedrohen in stetiger Wiederholung den Renntierzug. Fast unerträgliche Kälte quält die Teilnehmer. Mangel an geeigneten Futterplätzen, Zusammenschmelzen der Mundvorräte stellen das Unternehmen oft vor fast unüberwindliche Aufgaben. — Ome und Uff, zwei Eskimos, die

man unterwegs auffängt, stellt Jon in die Reihen der Hirten ein. Mit Ome kommt der böse Geist in das Lager, er lebt wie ein Schatten zwischen den Iglos der Begleitmannschaft. Gegen Mikel, der ihn damals zusammen mit Uff gefangennahm, hegt er einen abgrundtiefen Haß und in einem erbitterten Zweikampf versucht er, diesen jüngsten der Lappenhirten zu vernichten. Mit der Durchwanderung eines von der Hungersnot fast gänzlich vernichteten Eskimodorfes endet die erste Phase des gigantischen Werkes. Jon läßt die Iglos aufbrechen und rettet die wenigen Überlebenden vor dem sicheren Untergang. Ein längerer Aufenthalt ist notwendig, um die erschöpften Körper wieder zu Kräften kommen zu lassen. Die Wölfe werden immer dreister, und ihre Angriffe wiederholen sich in einer so raschen Folge, daß die Abwehr kaum noch Erfolg hat. Jon rechnet mit der Dankbarkeit der Geretteten und gibt sie seinen bewährten Hirten zur Unterstützung bei. Der harte Dienst gefällt ihnen nicht, und den Zweck dieses Renntierzuges zu begreifen, geben sie sich nicht die geringste Mühe. Ihr Wachtdienst ist lässig, aber um so stärker der Widerstand gegen alle Anordnungen Jons. Um seine Autorität zu wahren, ist Jon gezwungen, die Rädelsführer exemplarisch zu bestrafen. Auf der Suche nach den vermißten Renntieren hat Pehr einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Die Neulinge versuchen, die alten, mit dem Zug verwachsenen Hirten gegen Jon aufzuhetzen und ihn bei Gelegenheit zu beseitigen. Dieser teuflische Plan scheitert an der Standhaftigkeit und Treue der alten Hirten. Als die Gefahr für ihn am größten wird, erscheint das langersehnte Flugzeug. Jon ist gerettet. Die Aufrührer verlassen das Lager. Der Übergang über die schwarzen Berge stellt noch einmal ungeheure Anforderungen an Mensch und Tier, aber dann geht der gewaltige Marsch dem ersehnten Ende zu.

*

Nachdem man neben den Felsen den Boden hartgestampft hatte, stellte man das Zelt auf. Felle wurden ausgebreitet, und dann kam die altvertraute Arbeit: man brachte das gefrorene Fleisch zum Auftauen. Aber das war Weiberarbeit. Man hatte noch andere Iglos auszugraben, und die Männer machten sich sogleich ans Werk. In der düsteren Beleuchtung arbeiteten sie gleich Maulwürfen in unterirdischen Tiefen. Jedes Iglo bedeutete Wiederholung der früheren Arbeit, und

man durfte nicht zögern, durfte keine Rast halten. Die kurze Dämmerung begann zur Schwärze der Nacht zu werden.

Es lag etwas besonders Erbitterndes und Erschöpfendes in dieser Mühe. Nichts war stofflich und ausgesprochen; man hatte keinen Platz, an dem man stehen konnte, wo man sich anlehnen, wo man hätte gehen können. Überall Täuschung, ein weiches Nachgeben bei jedem Druck, ein Verschlucken, eine kühle Umarmung, ein kaltes endgültiges Begräbnis. Unter der Last großer Ermattung kam die Sehnsucht nach Entspannung — der Wunsch, sich in diese einhüllende Weichheit sinken zu lassen. Aber jede gelungene Bergung vermehrte die Zahl der Bergungsmannschaft und mit der ersten Dunkelheit waren alle wieder emporgetaucht und war auch das letzte Besitztum ins letzte Zelt geschafft.

Am Morgen des vierten Tages war die Luft klar. Die Wachenden, die aus ihrem ummauerten Schlupfwinkel Wolkenfetzen nach Norden ziehen sahen, wußten nun, daß die Schlacht vorbei war. Jetzt galt es, aus dieser sonderbaren geschützten Gebirgstasche zu entrinnen; eine zweite Belagerung durch einen Schneesturm, und alles wäre ein weißes Grab gewesen.

Die Schier sanken ein in den weichen Schnee, aber nach vielen Versuchen wurde ein Pfad zu einer scharfen Krümmung gefunden, wo der Wind den Schnee weggeweht hatte. Man stampfte einen Weg dorthin aus; die Schlitten wurden verpackt, die Zelte zusammengefaltet, das Geschirr entwirrt. Im freien Raum reckten die Kinder die verkrampften Glieder. Welch eifriges Bestreben, fortzueilen aus diesem engen Kerker! In weiter Ferne, in der äußeren Welt, fegten die Winde; ihre Stimmen kamen herabgewandert über die großen Hänge und seufzten über die Grate.

Eine tiefere, ferne Note mischte sich mit den Stimmen des Windes. Dieser Laut wuchs mächtig an Stärke, und die Leute, die die Schlitten verpackten, richteten sich auf, um zu lauschen. Seltsames Zittern bewegte die Luft, während das Brausen allmählich anstieg. Die Renntiere sprangen zu dem schützenden Felsen und unmittelbar hinterdrein folgten die Hunde. Fast unbewußt taten die Menschen desgleichen; Herren und Tiere kauerten gemeinsam an der Wand, um voll Furcht die unbekannte Gefahr abzuwarten. Die Tiere waren noch immer vor die Schlitten gespannt und hatten diese mitgeschleppt, so daß es ein wildes Durcheinander gab. Die feste Bergwand schien unter dem Ansturm einer donnernden Macht zu erzittern.

Plötzliches Dunkel senkte sich über die Leute an der Felswand. Sie warfen sich platt in den Schnee, während ein furchtbares Brüllen sie traf, ein Brüllen, stärker als das aller jemals gehörten Schneestürme zusammengenommen. Betäubt und wie von Sinnen, vermochten sie nicht mehr zu denken; sie verlebten Augenblicke oder vielleicht Stunden der Todesangst. Sie fühlten den Lufthauch von Geisterschwingen. Da gab es keinen Schutz, kein Versteck, nur erbärmliches Sichkrümmen im Dunkel.

Als Schweigen eintrat, hörten sie es nicht sogleich. Ihre betäubten Ohren vernahmen noch immer das Geräusch, das aufgehört hatte. Es war vielmehr das neue Aufdämmern des Lichts, das sie erweckte. Die Tiere begannen sich zu bewegen.

Vor der Felswand lag überhaupt kaum noch Schnee. Die tiefen Massen, die ihnen Tage der Arbeit bereitet hatten, waren fast bis zum kahlen Fels fortgefegt worden. Sie traten zurück von der Mauer und blickten hinauf auf den hohen Berghang. Ein breiter dunkler Pfad durchschnitt die weiße Seite des Berges, zog höher und höher hinan, bis der Blick ihm



Schwieriger Aufstieg

Aufn. Ufa

nicht mehr durch die Nebel folgen konnte. Von neuem zitterten sie, während sie hinaufstarrten zu dieser schrecklichen Spur. Höher oben, jenseits der Wolken, konnten sich noch andere unabschätzbare Massen vielleicht in diesem Augenblick lockern, um donnernd auf sie herabzustürzen. Ein zweites Mal durfte keiner darauf hoffen, daß eine zweite Felswand ihn schützen werde, über die die gewaltige Last hinwegdonnerte. Sie mußten den Abstieg beschleunigen, um den grimmigen Bergen zu entgehen. Von neuem machten sie sich bereit, abzuziehen.

Jetzt erhob sich Gemurre unter den Eskimos. Aus Tapiks und Kipis Familie fehlte jemand — Uji, die jüngste Tochter. Die Frauen hatten die Schlitten abgesucht und auch längs der Felswand gesucht, ja sogar zwischen den Hunden und Renntieren. Uji war nicht zu finden! Sik und Lug waren zur Stelle, aber nicht Uji! Niemand konnte sich des genauen Zeitpunkts

erinnern, da man den kleinsten aller Teilnehmer an diesem Tag zum letztenmal bemerkt hatte. Niemand konnte sich entsinnen, wo dies gewesen war. Nicht einmal Kipi in ihrem Kummer und ihrer Verwirrung wußte das. War Uji bei ihnen gewesen, als die große Lawine über sie dahinglitt? Ja — nein — vielleicht ja und vielleicht nein. Kipi konnte nicht denken.

Die Männer traten zum Rand der breiten Felsleiste und blickten hinüber; irgendwo unten in einem gewaltigen, unübersehbaren Gewirr von Schluchten lagen jetzt die Schneemassen, sie waren nicht mehr zu sehen; man konnte nicht einmal feststellen, wohin sie gedonnert waren. Die Männer schritten langsam zurück. Sie suchten wieder an allen möglichen und unmöglichen Stellen, auch überall dort, wo sie schon gesucht hatten. Vielleicht war Uji, während die andern bei den Schlitten bemüht waren, ein wenig weiter gegangen. Wer konnte das jetzt wissen, bei jenem plötzlichen und instinktiven Hineilen zum Felsen und bei dem sonderbaren Dunkel, das sich dann über sie gesenkt hatte?

An diesem Tag war an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken. Der zarte Geist Ujis schwebte um den Felsen und konnte nicht völlig einsam zurückgelassen werden. Denn im Dunkel der Nacht schreien einsame Geister in Entsetzen auf. Bei Todesfällen verweilen Wanderer sonst drei Tage, dann legen sie einen Tagesmarsch zurück und verweilen an dieser Stelle weitere drei Nächte. Das geschieht, damit die einsamen Abgeschiedenen sich allmählich an ihre Einsamkeit gewöhnen. Aber inmitten der Gefahren des Gebirges konnte Jon, der Führer, nur eine einzige Nacht erlauben.

Am Morgen zog man hastig ab. Schweigend ging man, ohne zurückzublicken. Während die Marschkolonne sich ausdehnte, hielt man die alte Ordnung ein. Man bog um große

Krümmungen und kam immer tiefer und tiefer. Nach einigen Tagen lagen die hohen Gipfel schon hinten, war man an den tiefen Schluchten schon wohlbehalten vorbeigekommen. Ehe die Sonne sich wieder zeigte, traf man im Hügelland ein, an der Ostseite der Schwarzen Berge.

In der Nacht vor dem Tag, da sie die Sonne wieder sahen, hatten die Leute mit den Schlitten auf dem Hang des letzten großen Hügels Lager geschlagen. Am nächsten Tag wollten sie wieder über die alten vertrauten Sümpfe und über das moosreiche Moorland ziehen. Im Lauf der Nacht zerstreuten sich die Wolken. Aber im frühen Licht des Morgens gab es kein Verpacken der Schlitten, kein Anschirren der Hunde und Renntiere. Unterdrückte Erregung durchschauerte das Lager.

Jon erteilte noch nicht den Befehl zum Weiterfahren; er erinnerte sich der andern Jahre. Er lockerte nun die frühere Strenge seiner Herrschaft durch verstehende Duldsamkeit. Er verstand jetzt, daß es sonderbare Dinge gab, die den Stämmen und Völkern dieser Erde von ungeheurer Wichtigkeit sind. Und darum enthob er zeitweise die Leute, die seinem Befehl unterstanden, des Zwangs, den seine Wünsche ihnen auferlegten.

Allmählich stiegen die Leute zur Höhe des Hügels hinan, verstohlen und ungeordnet, als ob jeder, der da hinanstieg, seine Hoffnung vor allen anderen verbergen wollte. Jeder wahrte ernste Feierlichkeit bis zu dem Augenblick, da der Rand der Sonnenscheibe über die Kante der Welt funkelte. Dann barst die angeborene Zurückhaltung eines langen Jahres, und ein wilder Gruß an die neugeborene Sonne stieg zum Himmel.

*

Achtzehntes Kapitel

DIE INLANDESKIMOS

Wieder waren Herde und Schlitten beisammen. Einen Tagesmarsch, nachdem Jon von der Spitze des Hügels die Tiere zum erstenmal zu Gesicht bekommen hatte, waren alle wieder beisammen, denn die gefährlichen Berge lagen hinter ihnen. Das tat gut. Pehr und Akla und Mikel waren wohlbehalten, sehr abgemagert und ermattet, aber wohlbehalten. Und wie erging es den kostbaren Tieren? Sie waren da, scharrten mit dem einen Fuß und dann mit dem andern, gruben sich in den Schnee, bis man über der weißen Fläche nur noch die Hinterteile sah — ein großes Feld von Hinterteilen, die sich wackelnd bewegten, während die Tiere tiefer hinabwühlten zu dem lebenswichtigen Moos.

Jon lauschte ernst dem Bericht der Männer, die den Übergang mit der Herde vollbracht hatten, und er war zufrieden. Freilich, es hatte Verlust gegeben, aber wie groß hätte dieser Verlust sein können! Eine zufällige Lawine, eine falsche Wendung, ein Scheuen der Tiere, und die unschätzbare Herde wäre ausgelöscht gewesen. Doch das war nicht geschehen. Ja, Jon fühlte sich zufrieden. Niemand hätte es besser schaffen können als Pehr und Akla und Mikel.

Während die Lappenhirten ruhten und die Renntiere wieder zu Kräften kamen, lernten die Eskimos, wie man die Herde betreut. Das waren jene, die sich knapp vor dem Übergang über die Berge dem Zug angeschlossen hatten und von den andern „neue Männer" genannt wurden. Als See-Eskimos verstanden sie gut, mit Kajaks umzugehen, und wußten Bescheid in den Gewohnheiten der Seehunde und Walrosse. Es hieß,

daß sie sich sogar an die großen Wale wagten, und ihre ganze Gedankenwelt kreiste um Meer und Küste.

Gegen die Inlandstämme hegten die See-Eskimos ein altes Mißtrauen, einen vererbten Argwohn. Die Seltenheit des Zusammentreffens feindseliger Stämme hinderte dieses gegenseitige Übelwollen daran, zu offenem Krieg aufzuflammen. Gelegentliche Begegnungen mit weißen Matrosen aus der großen Außenwelt gaben den Küstenstämmen ein Gefühl der Überlegenheit über die unglaublich primitiven Inlandvölker. Sie nannten diese das „Nachtvolk", die „Schläfer", die von einer Generation zur nächsten keinen Fortschritt machten.

Glub und Tang waren immer See-Eskimos gewesen, Ipap war es nur zum Teil, aber Akut und Ikak waren aus dem Westen gekommen, und niemand wußte, woher sie stammten. Was die Frauen betraf, war die Abstammung Gigis und Kiskis unklar, aber niemand kümmerte sich darum. Anders stand es mit Iwi. Ohne Zweifel hatte sie einen weißen Vorfahren. Vielleicht war das ihr Vater gewesen oder ihr Großvater. Sie schwatzte viel über die Bräuche der Matrosen und über deren große Schiffe. Sie war eine Persönlichkeit. Die Grenze zwischen den Stämmen war nicht sehr scharf gezogen. Im Lauf der Jahre konnte da oder dort ein Mann aus einem Stamm in den anderen aufgenommen werden. Tapik, als einer der alten, war Führer geworden — der Mann, der die fünf „neuen Männer" unter sich hatte und für sie verantwortlich war. Trotz der Angst dieser Leute war es gelungen, das Gebirge zu überschreiten; jetzt kam die lange und langsame Schulung im Umgang mit den Renntieren. Man mußte sehr vorsichtig sein bei der Arbeit mit den Hirtenhunden, wundervollen Tieren, die noch mehr zu wissen schienen als ihre Herren. Dann war es auch immer möglich, größere und größere Ge-

wandtheit im Gebrauch der rasch dahingleitenden Schier zu erlangen. Und die Renntiere selbst — es schien so unendlich viel Dinge zu geben, die man von ihnen wissen mußte, und das Lernen nahm kein Ende.

Aber Tapik arbeitete mit seinen Leuten. Er war stolz auf seinen Rang. Im Befehlen lag ein neues Gefühl. Die Männer nahmen unklare Begriffe auf von einem fernen Lagerplatz, von unbegrenztem Schlachten und einem ewigen Festschmaus. Allmählich betrachteten sie die Herde als ausschließlich ihnen vorbehalten. Ach, wenn einmal die Zeit da war, was für ein Schmausen! Das gab dann ein endloses Fest, das nur hin und wieder durch Schlaf unterbrochen wurde. Welch ein Leben!

So machte jeder der Reihe nach seinen Dienst bei der Herde, während Menschen und Tiere langsam wieder einbrachten, was das Gebirge ihnen genommen hatte. Täglich besichtigte Jon die Renntiere. Ihre eingesunkenen Flanken füllten sich allmählich — aber wie langsam sie noch waren! Sie mußten sich kräftigen, ehe der Weitermarsch begann. Nur behutsame Langsamkeit konnte wirklichen Fortschritt bringen; Eile war keine Eile. Das war eine harte Lektion, aber im Lauf der Jahre hatte Jon sie erlernt.

Dann wurde eines Abends der Befehl durchs Lager weitergegeben, daß der Marsch aufs neue beginne! Am Morgen packte man wieder die Schlitten, schirrte die Gespanne ein, zog wieder hinaus in die Stürme. Gewiß, die Berge lagen jetzt hinter ihnen, es konnte keine allzu großen Gefahren mehr geben, keine großen Verzögerungen. Noch ehe das Eis brach, mußten sie den Großen Strom überqueren. Und hinter dessen Ostufer erstreckten sich die weiten Weideländer, die für die Tiere vorbehalten waren. Lange vor der Wiederkehr der Wildgänse mußte die Reise ihr Ende gefunden haben.

Ein kurzer und langsamer Marsch am ersten Tag; desgleichen am nächsten. Alle mußten sorgfältig von neuem an die Reise gewöhnt werden. Gemächlich zog die Herde ostwärts; die Hunde schleppten wieder einer hinter dem andern die Schlitten; die Schier zischten über den Schnee: der Zug war wieder unterwegs.

Da fünf neue Hirten im Lager waren, verwendete Jon viel Zeit darauf, vor der Herde den Weg zu erkunden. Manchmal begleitete ihn Pehr. Sie suchten die besten Weideplätze, die Lagerstellen, die leichtesten Strecken. Sie vernachlässigten nicht die geringste Kleinigkeit, durch die der Marsch beschleunigt werden konnte. Freilich zeigte sich schon die Sonne. In großen Pausen zwischen den Stürmen, doch mußte noch eine lange Zeit tobender Winde und beißender Kälte verstreichen, ehe der Schnee weich wurde und die Bäche wieder zu murmeln begannen.

Die „neuen Männer" nahmen die Arbeit mit ganz hübschem Erfolg auf. Ihre Erfahrung war nur begrenzt und ihre Auffassung langsam; sie waren nicht sorgfältig ausgewählt worden, weil man hatte nehmen müssen, was sich geboten hatte. Glub und Tang übertrafen die andern bei weitem an Verständnis. Jon hatte jetzt alles in allem neun Männer unter seinem Befehl.

Zwischen den Zelten der Lappen und den Iglos der Eskimos gab es nur wenig Verkehr. Die See-Eskimos hielten sich abseits; die Lappen gehörten nicht ihrer Rasse an, waren aber auch nicht Mitglieder des großen weißen Stamms. Es war klüger, sich abseits zu halten, bis man diese sonderbaren Leute besser kannte. Daher wurden die Iglos oft in einiger Entfernung von den Zelten der Lappen erbaut.

Jon und Pehr waren vorausgegangen, um an den schwer zugänglichen Ufern eines Flusses eine Stelle für den Über-

gang zu finden. Es war ein kleines Flüßchen, hatte aber ungewöhnlich steile Ufer. Der Zug war zum Stehen gekommen und wartete darauf, daß ein Übergang gefunden werde. Den Tieren mochte es nicht schaden, einen Tag zu rasten und zu weiden; die Gegend war nicht reich an Moos, und dieses Moos war schwer zugänglich.

Tang und Akut behielten die Herde im Auge, und Tapik war in der Nähe. Zuzeiten kamen alle die Eskimos heraus, um die Herde zu besichtigen. Sie schlenderten hin und her, um sich die lange Zeit zu vertreiben, sie schienen im Anblick der Tiere zu schwelgen, als ob sie endlose Festmähler vorwegnähmen. Sturmschleier verhüllten ihnen die Renntiere; aber die ästen ruhig; die trügerischen Stürme legten sich, aber sie fraßen weiter, ohne an irgend etwas anderes zu denken als an den einen großen Zweck ihres Lebens — das Moos.

Tang war es, der in einer kurzen Windpause die vier Männer kommen sah. Sie kamen langsam und gedeckt, machten halt und setzten sich dann wieder in Bewegung. Sie näherten sich der gegenüberliegenden Seite der Herde. Ungläubig beobachtete dies Tang; es waren nicht Leute aus dem Lager, dennoch näherten sie sich den Renntieren zutraulich, ja kühn. Die Tiere regten sich nicht; sie hatten den Kopf tief in die von ihnen ausgescharrten Mooslöcher gesteckt. Sie kannten keine menschlichen Feinde.

Da sah Tang die Männer vorwärts eilen; jeder von ihnen trug einen kurzen Speer, und jeder wählte sich das nächste weidende Tier als Ziel. Es war ein leichter Sieg. Die Tiere verendeten in ihren Löchern, und die Angreifer gingen zu den nächsten. Tang wußte nicht, was er tun sollte. Hier war ein Fall, in dem man nicht unterwiesen worden war, für den er keine Weisung hatte. Dennoch: die Tiere wurden nieder-

gemetzelt; Tiere, die nach seiner Ansicht für eine bevorzugte Handvoll Hirten bestimmt waren. Und er, er selbst, war einer der Bevorzugten. Ah, er mußte sein eigen beschützen! Er eilte vor, fuchtelte mit den Armen und schrie, um die Tiere aufmerksam zu machen.

Als die vier Männer mit den Speeren Tang kommen sahen, gaben sie ihm Zeichen, er solle zurückkehren und vom Schreien ablassen. Konnte dieser Mann, der da lief und kreischte, nicht sehen, daß er gänzlich widersinnig die Renntiere verscheuchte, gerade in dem Zeitpunkt, da diese sich so überraschend leicht beschleichen ließen? Aber Tang lief noch immer schreiend weiter. Die vier drängten sich zusammen und erwarteten ihn. Ah — so wie Tang gedacht hatte: verachtete Inländer! Das Nachtvolk!

Tang kam heran. So? Sie töteten also die Tiere der Weißen Häuptlinge? Oh, welche Rache, welche Strafe sie befallen würde!

Die vier blickten Tang stumpfsinnig an, dann sprach der Älteste. Seit wann besäßen Weiße Häuptlinge Renntiere? Seit wann besitze irgendein Stamm wilde Tiere? Die Herden seien frei; sie gehörten allen Jägern, die sie beschleichen könnten.

Die drei andern nickten zustimmend; ihr Sprecher hatte sich mehr als billig verhalten. Das Recht, auf wandernde Herden zu jagen, war für jedermann gleich und war es gewesen, so weit die Erinnerung der ältesten Häuptlinge zurückreichte. Die vier Inland-Eskimos schickten sich an, ihr Tun wieder aufzunehmen, aber wiederum mengte sich Tang ein.

Die Tiere seien nicht wild, sie seien wie Hunde und zahm; sie gingen mit dem Menschen und flöhen ihn nicht. Sie marschierten jetzt zu einem fernen Jagdgrund. Nur dort dürfe man Hand an sie legen.

Während Tang sprach, war der alte Ipap gekommen. Die vier sahen ihn voll Verachtung an; er war allerdings keine besondere Ehre für die Seestämme. Der Führer sprach wieder.

Für solche Leute also, wie für dieses armselige Zerrbild von Mann, würden die Renntiere gehütet? Vielleicht gebe es gar keine Weißen Häuptlinge? Vielleicht versuche man nur, alle Tiere einzig und allein für die Seestämme zu bewahren. In alten Zeiten sei es nicht so gewesen.

Die Inland-Eskimos betrugen sich feindselig. Groll zeigte sich in der Art, wie sie nach ihren Speeren griffen. Da sah Tang, wie Glub auf sie zukam. Wo Glub war, waren Akut und Ikak gewiß nicht ferne. Der Führer der Fremden sprach jetzt wieder. Man wolle mit Beute zurückkehren, und kein Mann aus den Seestämmen könne einen daran hindern!

Dann griffen die vier die Herde abermals an. Dabei machte der alte Ipap eine Bewegung, vielleicht um sich ihnen anzuschließen; gewiß verstand er nur sehr wenig von dem, was vorging. Doch vielleicht erschien seine Bewegung den Inland-Eskimos bedrohlich. Er wurde zu Boden geschleudert und sein Gesicht tief in den Schnee getrampelt.

Ah! Die Inland-Eskimos waren tapfer gegen alte Männer! Tang sprang zurück. Aus langer Gewohnheit von der See trug er seine Harpune mit der Leine bei sich. Er lief weiter zurück, bis er dem Bereich der Speere entgangen war. Einer der vier warf einen Speer. Ach, aber wie ungeschickt! Tang sprang zur Seite. Wenn man einmal einen Speer geworfen hatte, konnte man ihn nur schwer wiedererlangen, aber eine Harpune an einer Leine — wie rasch zog man die wieder zurück! Doch hier waren vier gegen einen; man mußte List anwenden gegen diese langsamen Inländer.

Ah! Sie wollten sich auf ihn stürzen! Da warf von hinten

Glub seine Harpune. Ein Mann fiel zu Boden. Die drei drehten sich um. Ah! Ein zweiter der See-Eskimos war da! Einer faßte nach der Harpunenleine; Glub zerrte an, es gab ein kurzes Hinundherziehen, die Leine wurde durchschnitten, und Glub hatte seine Waffe verloren. Aber der durchbohrte Inland-Eskimo erhob sich nicht mehr. Einer der drei bohrte seinen Speer in den zu Boden getrampelten Ipap. Auch sie konnten einen getöteten Feind verzeichnen; doch mußten sie jetzt nach zwei Richtungen Widerstand leisten.

Wieder erhob sich der Sturm in plötzlichen Stößen, hob den Schnee, wirbelte ihn in dicken Wolken und verwandelte die Männer zu undeutlichen Schatten, die einander berannten. Jetzt folgte ein wirres Speerwerfen und Schleudern von Harpunen. Inmitten des Ringens schlossen sich die restlichen zwei Eskimos von den Seestämmen Tang und Glub an. Es war schwer; in dem trüben Sturmlicht sahen Freund und Feind gleich aus. Wenn man nur klare Sicht gehabt hätte! Unbewußt kamen die Männer näher aneinander.

Jetzt sausten Harpunen und Speere nicht mehr aus den Händen ferner Feinde. Die Krieger kämpften Schulter an Schulter und Knie an Knie; von den Speeren gingen sie zu den Messern über, von den Harpunen zu Füßen und Fäusten. Sie taumelten und fielen, erhoben sich und schlugen zu, sie keuchten schwer und knurrten viele kehlige wüste Drohungen. Die Gestalten bewegten sich und fielen und standen wieder auf wie Schatten auf einer verdunkelten Bühne. In den wallenden Schneevorhang gehüllt, spielten sie ihr Trauerspiel bis zum grimmen Ende. Ohne raffinierte Grausamkeit, ohne heroische Handlungen des Erbarmens; einzig und allein in vernunftloser Wut und in wilder tierischer Blutgier.

Am Morgen zogen Jon und Akla zu den sechs Leichen

hinaus, die im Schnee lagen. Sie hatten keine Menschenähnlichkeit mehr. Die Verstümmelung durch den wütenden Kampf war von solcher Art, daß alle den Blick davonwandten.

Tiefe Trauer überkam ihn. Jetzt schon kämpften die Kinder des Nordens auf Leben und Tod um die Gabe der Großen Weißen Väter. Eine Lehre für alle, die die Klugheit hatten, zu warten und zu lernen. Jon betrachtete den Schneehügel. Mutlosigkeit faßte ihn. Langsam verließ er die Stelle.

Man mußte auch an den Marsch denken. Tang und Akut konnten nicht mitziehen; vielleicht konnten sie nie wieder wandern. Und doch, man durfte sie nicht zurücklassen. Das war eine schwierige Lage. Gerade jetzt, da man wirklich vorwärts kam, mußte es eine Verzögerung geben! Drei Mann weniger — vielleicht sogar fünf. Das war genug und mehr als genug, um auch den zuversichtlichsten Befehlshaber in seinem Mut wankend zu machen. Jon besuchte Tang und Akut; die waren sehr schwach. Jon wollte noch eine Nacht abwarten und dann beschließen, was geschehen solle.

Am Morgen, ehe es noch gänzlich hell war, ging Jon wieder zu den Iglos. Die Dächer waren zertrümmert, und kein Laut drang aus dem Innern. Er kam näher heran, kein Leben regte sich. Seltsame Spuren sah man in dem niedergetrampelten Schnee — Spuren, die nur von den breiten Stiefeln der Inland-Eskimos herrühren konnten. Jon blickte ins Innere und sah dann noch einmal hinein. Dort schienen zwei zu liegen. Etwas, was einst Tang und Akut gewesen war — vielleicht. Das konnte man nicht mehr erkennen. Jon warf keinen weiteren Blick hin; mit abgewandtem Auge stemmte er sich gegen die Wand, drückte sie nach innen, und bedeckte damit alles. Von den Frauen war nichts zu sehen. Ohne Zweifel hatten die Stammesfeinde Iwi und Gigi und Kiskis entführt.

Jon gab seine Befehle. Man mußte sofort aufbrechen. Dann gab er einen zweiten Befehl, niemand durfte sich den zerstörten Iglos nähern. Was Jon in diesen gesehen hatte, erfuhr niemals ein Mensch.

Wieder zog man langsam nach Osten. Gewiß kam man nur allmählich vorwärts, unglaublich und entmutigend langsam. Jons neun Männer waren zu vieren zusammengeschmolzen.

Nachdem die Inländer verschwunden waren, zeigten sich keine Eskimostämme mehr. Das Land war jedes Lebens bar. Nirgends gab es Hilfe. Man konnte nur auf das langsame geduldige Ausdauern dieser ermüdeten Handvoll Männer rechnen.

Als der Schnee schmolz und das Eis zur See abströmte, entdeckten sie einen stattlichen Fluß. Reisende, die im Sommer vorbeikamen, sagten Jon, dieses Wasser heiße der „Blaue Fluß". Da entsann er sich dessen, was die Weißen Häuptlinge ihm gesagt hatten. Der Große Strom war keine fünfzehn Tage, vielleicht nur zehn Tage von diesem Sommerlager entfernt. Wie nahe dem Ziel! Ach, wie bald hätte man es schaffen können! Wenn ihnen nur eine der vielen Verzögerungen erspart worden wäre!

Es blieb nichts anderes übrig als warten: warten und rasten. Jedes Bedauern war fruchtlos, und sie hatten ihr Bestes getan. Es war eine Zeit der Entspannung. Die Renntiere mußten bewacht werden, sonst gab es aber nicht viel Arbeit. Dann mußte man einige geringere Vorbereitungen treffen, für die wenigen Tage der Reise, die noch vor ihnen lagen.

Jon hielt sich viel bei den Renntieren auf. Jetzt sah er sie das letztemal auf der Sommerweide. Während er die alte und immer neue Erneuerung der Herde beobachtete, überkam ihn ein Gefühl der Sicherheit, eine Verheißung der Dauer. In diesem Jahr waren die Kälber kräftig. Da der letzte Teil

der Reise so kurz war, mochten sie sie auch alle überstehen. Wie wundervoll war der Kreislauf des Lebens! Die Kälber trieben die alten Spiele, die Kühe grunzten ihnen im Dämmerlicht warnende Befehle zu, genau so, wie sie es in Lappland, in Schweden und Norwegen schon durch ungezählte Renntier-generationen taten.

In diesem Sommer begegneten sie Reisenden. Sogar weiße Männer, die in ihren dampfenden Booten den Großen Strom herabkamen, besichtigten die Herde. Sie nahmen Jon bei der Hand und sprachen laute Worte des Lobs. Jon versuchte, ihnen aus dem Weg zu gehen, ihre Worte erschienen ihm leer und sinnlos. Nicht darum hatte er die Kraft seiner letzten Jahre ausgegeben. Sie sprachen von seinem Mut, seiner Leistung, seinem Erfolg. Sie versuchten, Photographien von ihm zu machen, und sie baten ihn, seinen Namen in ihre kleinen Bücher zu schreiben. Nein — er war ja Jon, der Führer, Jon, der Herr der Herde! Und sie sprachen von ihm, als ob er ein Tänzer wäre, ein Taschenspieler, ein Hexenmeister. Keiner tat der Herde Erwähnung, der Zukunft, des Gedeihens der Nordvölker. Als sie jetzt anfingen, ihn um ein Stückchen seines Zelts zu bitten, um einen Fäustling, ja sogar um einen Splitter seiner Zauber-schier, zog Jon auf Wanderschaft in die Hügel beim Fluß.

Auch Eskimos kamen vorbei; zumeist reisten sie zu dem großen Handelsort Aklavik, oder sie kamen von dort. Zwei Männer lagerten viele Tage in der Nähe Jons. Dann sagten sie ihm, daß sie sich gerne dem Zug anschlössen und Hirten würden, damit sie die große Wissenschaft der Renntiere er-lernten. Jon sprach eingehend mit ihnen. Der eine hieß Orso und hatte eine große Familie, und der andere Alan, der hatte eine noch größere Familie. Sie waren ruhige Männer, und sie wußten viel von den Bräuchen der Weißen. Sie hatten lange

Zeit auf der Herschelinsel gelebt, aber die Ufer des Großen Stroms behagten ihnen besser. Dort war ihnen die Kunde von der Herde zu Ohren gekommen. Sie hätten gerne bei den Renntieren gearbeitet. Sie gelobten, tüchtige Dienste zu tun. So nahm Jon sie auf. Man bedurfte ihrer nicht allzusehr, aber sie konnten in den letzten Tagen der Reise von Nutzen sein. Dann vermochten sie auch die Wartung der Renntiere vielen anderen ihres Stammes zu zeigen.

Eines Morgens war Tapiks Sommerzelt verschwunden. Niemand wußte genau, wann er gegangen war und wohin. Aber eins stand fest, daß er nicht mehr der Gesellschaft angehörte. Das war der letzte der alten Eskimos, die vor so langer Zeit aus der Buckland-Bai aufgebrochen waren. Vielleicht hatte ihn der Wandertrieb übermannt, weil allzu viele Reisende dieses Wegs kamen. Ohne Zweifel zog ihn das alte Leben der Freiheit wieder in seinen Bann. Kein Wachdienst mehr, nicht mehr die Mannszucht der langen Fahrt. Jon bedauerte, daß der Mann nicht bis zum Ende durchgehalten hatte, dem er so nahe gekommen war. So viele Prüfungen hatten sie gemeinsam bestanden, und Jon hätte ihm wohl noch einmal ins Gewissen geredet, aber Tapik hatte eben nicht den Mut besessen, sein Fortgehen anzukündigen. Und mit ihm war Kipi gegangen, sein Weib, und die Kinder: Sik und Lug, aber die kleine Uji hatten sie in weiter Ferne in den Schwarzen Bergen zurückgelassen. Jon sah die Leute nie wieder.

Neunzehntes Kapitel

DER GROSSE STROM

Der kurze Sommer, der letzte kurze Sommer der langen Reise war vorbei. Bäche und Sümpfe bedeckten sich mit einer immer dichteren Eisschicht, während das Blau des Himmels

zu kaltem Schiefergrau wurde, je mehr die Sonne nach dem Süden entschwand. Die Raben hatten ihre Niststätten auf den Küstenfelsen verlassen, und die Schwalben waren heimgekehrt.

Und jetzt war die Zeit gekommen; nur noch wenige Tage und wenige Nächte, und dann erreichten Herde und Hirten die Küste des Großen Stroms. Im Sommer war Ion zu dem Fluß gezogen, um die Gegend zu erkunden und im voraus die letzte Strecke der Reise festzulegen. Der Anblick des mächtigen Wassers, das seine ungeheuren Fluten ins Meer wälzte, hatte ihn überwältigt. In weite Fernen, so weit man nur schauen konnte, teilte sich, vereinigte sich und teilte sich abermals eine unzählige Menge von Wasserläufen und bildete ein überwältigendes Labyrinth von Flüssen. Unwiderstehlich strebten sie alle dem Meere zu; der große Bärensee und der große Sklavensee und der Athabaska entsandten ihr Wasser in die Mutter See. Die Zeit, sich mit dem großen Ursprung zu vereinen, war nur der kurze Sommer. Über Tausende von Meilen strömten große Flüsse und kleine Wasserläufe in den Großen Strom.

Der Sommer verstrich rasch. Die vielen Stimmen des Wassers murmelten und erstarben, die Erde hüllte sich in das alte Schweigen, ihr Gesicht wurde fahl im grauen Dämmerlicht. Das war die Zeit zur Reise; Menschen und Tiere bewegten sich, Schemen gleich, über das gewaltige Flachland dem Strom zu. Hier gab es keine Hügel, keine Erderhebungen, keine Zeichen, an denen man die zurückgelegte Strecke hätte abmessen können. Sie zogen ohne Ende dahin, verloren im Nebel dunkler Wolkenfetzen, verschwindend in den Wirbeln eines neuen Winters.

Dann gelangten sie an das Ufer des Großen Stroms. Des Stroms! Durch Monate, durch Jahre war es ihr Traum ge-

wesen, an dieses gewaltige Wasser zu kommen. Jetzt lag es vor ihnen. Ein grenzenloses, unentwirrbares Wirrsal von Kanälen und Inseln. Von der allgemeinen Schneedecke verhüllt war der Fluß vom Land kaum zu unterscheiden. Aber unter dem Schnee der vielen Mündungsarme gab es kein Moos: nur auf den langgestreckten Landstreifen zwischen den Wasserläufen konnten die Renntiere Nahrung finden.

Jon ließ haltmachen, und viele Tage lang lagerte man am Strom. Irgendwo auf dieser weiten Fläche konnte die rasche Strömung die Eisdecke zu gefährlicher Dünne abschleifen.

Endlich zogen sie zum Wasser und begannen den Marsch über den ersten Mündungsarm des Großen Stroms. Jon erinnerte sich, wie er im Sommer beinahe entsetzt dieses Wassergewirr betrachtet hatte. Und nun überkam ihn ein gespenstisches Gefühl der Unwirklichkeit — jetzt war er hier und schritt über die ungeheuren Strecken strömender Wellen. Das schien ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, dennoch zogen Menschen und Schlitten und Renntiere über die gewaltige Wasserwüste. Unter ihnen strebten die dunklen Fluten noch immer zum Meer.

Sobald man auf die breiten Strecken des Deltalands kam, machte man halt, um die Tiere weiden zu lassen. Das Moos war herrlich dicht, und die Tiere scharrten ihre Löcher mit neuem Eifer aus. Das war das Land, das die Weißen Häuptlinge als Heimat der Tiere auserkoren hatten.

Weiter zogen sie über das Land und über einen andern Arm des Großen Stroms und über Inseln und Kanäle und viele Meilen Flachlands. Hier lag in Wahrheit die mächtige Mutter aller Ströme.

Dann hatte das Eis ein Ende, man sah nur mehr endlose flache Ebenen. Der Fluß war überschritten! Fast ohne es zu wissen, hatten sie den großen Übergang vollbracht. Jetzt

reisten sie nicht mehr zum Strom hin; so unglaublich es auch war — der lag hinter ihnen. Wie seltsam, jetzt durch dieses geheimnisvolle Land jenseits des Stroms zu ziehen. Jetzt mußten sie durch das große Gebiet, das die Weißen Häuptlinge reserviert hatten. Doch galt es, vom Fluß zu dem höher gelegenen Land emporzusteigen. Ein Verweilen im Sumpfland des Stroms hätte beim Anbruch des Sommers Gefahr gebracht.

Eines Morgens gab Ion den Befehl. Jetzt wurde kein Lager mehr abgebrochen, kein Schlitten mehr verpackt, kein Hund und kein Renntier angeschirrt — man zog nicht mehr weiter. Die Leute saßen in ihren Zelten und starrten einander an. Dann begannen sie von einem Zelt zum andern zu laufen, und großes Schwatzen hob an. Die Männer bemühten sich, Gleichmut zur Schau zu tragen. Sie durften nicht plaudernde Weiber werden. Langsam verbreitete sich die große unglaubliche Neuigkeit, langsam drang sie ins Verständnis. Der lange Zug hatte ein Ende! Man wanderte nicht weiter! Die Herde, die kostbare Herde, war daheim!

Am nächsten Tag verließ Ion das Lager. Nach wenigen Stunden war er zurück. Am Morgen sollten alle sich in Bewegung setzen, nur zu einer kurzen Reise — eine kleine Strecke nach Norden, ein wenig näher zum Meer. Sie wollten dies jetzt tun, solange ihnen der Marsch noch Gewohnheit war.

Welches Behagen, durch das große Reservationsland zu reisen! Das war so glatt, so eben — fast, als glitte man dahin über eine Eisfläche. Und wie weit man sehen konnte! Der Blick fand keine Grenze, und dort, wohin er nicht mehr drang, ging die Fläche weiter. Gegen Mittag sah man seltsame Iglos. Und doch waren es eigentlich keine Iglos. Diese Bauten sahen höher aus und waren von sonderbar eckiger Form.

Unwillkürlich beschleunigte man die Geschwindigkeit. Wahr-

lich, ein wunderbares Dorf und ganz gewiß von einem Stamm Übermenschen bewohnt! Die Schlitten hielten nahe den wunderbaren Bauten, aber niemand kam heraus, die Fremden willkommen zu heißen, nicht einmal Hunde bellten. Dann erklärte es Jon den staunenden Gefährten, denn er hatte es schon vor dem Antritt der langen Reise gewußt, aber niemandem etwas davon gesagt. Was für ein Mann das war! Gestern war er allein ausgezogen, um dieses Dorf zu entdecken, denn er hatte gewußt, daß es nicht fern liegen konnte.

Das also waren die herrlichen Häuser, die die Weißen Häuptlinge vor zwei Jahren für die erwarteten Renntierhirten hatten bauen lassen. Es waren schöne Blockhütten aus kleinen festen Balken, die man den Großen Strom abwärts geflößt hatte. Hier zu wohnen war Seligkeit.

Pehr und seine Familie erhielten von Jon die größte Wohnstätte zugewiesen. Pehr, der getreue Lappe, sollte in Hinkunft der Leiter sein und alles unter sich haben, was die Wartung der Renntiere betraf. Auch Akla, der jetzt Stellvertreter des Befehlshabers war, erhielt eine Hütte, desgleichen Mikel, der jüngste der drei, Jon hatte das Mikel und Neji gegebene Versprechen nicht vergessen. Diese drei, Pehr, Akla und Mikel, waren von allen denen, die beim Beginn des langen Zugs dabeigewesen waren, die einzigen, die bis zum Ende gelangten. Im Frühling ging dann auch Jon fort, aber diese drei sollten bei den Renntieren bleiben, sie warten und die Herde hüten.

Jon behielt sich ein kleines Haus vor. Er war noch immer der Einsame, so hatte man es während der ganzen Reise gehalten. Zwei Hütten standen leer. Die Eskimos, die in den letzten Monaten des Marsches mitgearbeitet hatten, wurden eingeladen, sie zu beziehen, wenn sie wollten. Man wußte ja bei den Eskimos nie genau Bescheid — sie waren ein seltsames

Volk mit seltsamen Bräuchen. Es schien gar nicht ausgeschlossen, daß sie sich neben den Hütten lieber Iglos errichteten.

Welch ein Auspacken! Jetzt unterlag es keinem Zweifel mehr, daß die Reise zu Ende war. Wie ungeheuer groß erschienen die Hütten nach den engen dunklen Zelten, und wie hell — jede hatte zwei wirkliche Fenster! Was für feste Wände! Da konnten die Schneestürme toben, soviel sie wollten! Nach wenigen Tagen würden sich alle schon erstaunt fragen, wie sie es fünf lange Jahre in den Zelten ausgehalten hatten. Zudem noch Sommer und Winter! Sie hatten darauf gerechnet, zwei Winter und einen Sommer in den Zelten zu leben. Doch was weiß der Mensch zu Beginn eines Unternehmens? Nicht einmal Ion hatte es gewußt, auch nicht die Weißen Häuptlinge. Doch jetzt war man hier. Jetzt mochten die Winde heulen!

Wie sonderbar war die erste Nacht! Jak und Ata, die Kleinen, saßen noch lange, nachdem man sie zu Bett gebracht hatte, mit staunenden Augen da. Auch für Neji lag in allem ein besonderer Reiz. Denn sie wurde doch bald Herrin eines prächtigen Hauses, das ihr eigen sein sollte. Sie hatte gehört, wie Ion die Hütten zuwies, und sie wußte, welche Mikel erhalten hatte. Sie fragte sich, ob er wohl morgen oder übermorgen kam, sie zu holen. Doch mußte Zeit bleiben, daß man sich hier niederließ und zu Atem kam.

Am nächsten Tag wurde man bei den Hütten der Renntiere ansichtig. Die vergeudeten nicht viel Zeit auf Schauen, sondern begannen sogleich mit ihrer Arbeit des Scharrens. Mit dem seltsamen Wissen, das sie hatten, schienen sie sogleich zu verstehen, daß die Hütten ihnen keine Gefahr brachten. Die Tiere waren in ausgezeichnetem Zustand. Seit man das Gebiet des Großen Stroms betreten hatte, fand man Moos von herrlicher Dichte. Darum hatten ja auch die Weißen Häuptlinge aus

allen Gebieten des Nordens dieses reiche Weideland ausgewählt. Darum hatten sie mit Adleraugen aus ihren raschen Flugmaschinen herabgespäht und auf solche Art das schönste Moos der ganzen Welt gefunden. Hier mochten sich die Tiere vermehren, bis man sie nicht mehr zählen konnte. Ganz gewiß überstiegen sie dereinst an Zahl die Karibus jener alten Zeiten, von denen die Greise erzählten.

Am nächsten Tag sprach Mikel zu Jon. Wie? Er wolle schon ein Weib nehmen, nachdem er erst einen Tag und eine Nacht in seinem neuen Haus verbracht habe? Wie ungeduldig die jungen Männer seien!

Jon dachte nach. Ja, Mikel hatte die Frau verdient. Er hatte mehr Gefahren bestanden als irgendein anderer während dieses langen Zugs. Vielleicht hatte er einen Teil dieser Gefahren durch seine eigene vorschnelle Kühnheit verschuldet.

An dem Festschmaus, der an diesem Abend in Pehrs Haus gehalten wurde, nahm Akla teil und natürlich auch Mikel, ja sogar Jon persönlich gesellte sich ruhig zu den andern. Alle waren hier aus dem alten Lappland; sie gedachten anderer Hochzeitsfeste in der Heimat. Jetzt waren sie hier, eine kleine Gruppe mit ihren Häusern, ihren Renntieren, ihren Kindern, und jetzt gab es sogar eine Hochzeit. Das schien ihnen, als hätten sie ein kleines Stück der Heimat in ein fernes Land verpflanzt.

Ein wenig Kaffee war noch übriggeblieben und ein wenig Zucker, sehr wenig, aber im Frühling sollten sie mehr bekommen, Man konnte nicht jeden Tag ein Hochzeitsfest halten. Es gab frisches Renntierfleisch; Jon hatte das zur Feier des Tags zugelassen. Aus dem Renntiermagen kochten sie eine köstliche Suppe, und Mikel und Neji teilten miteinander die Zunge. Dann setzten sie sich auf die wundervollen neuen Bänke, spalteten Markknochen und erzählten alte Sagen.

Die Jungen träumten von der Zukunft; aber Jon sann nach über die vergangenen Jahre der langen Reise. Von neuem erlebte er die Schlacht mit den Moschusochsen, den Eispfad, die Kämpfe gegen Wölfe und Menschen, Erdbeben und Stürme, tückische Flüsse und wildes Gebirge und alles, was die langen Jahre gebracht hatten. Wie hatten sie ihn gebeugt! Alles war jetzt vorbei, sogar die leichte Befehlsgewalt über das Lager lag jetzt bei Pehr. Dieser mußte in Hinkunft entscheiden. Jon fühlte sich sonderbar schwach, als ob Lebenskraft und Stärke aus ihm gewichen wären. Auf dem großen Zug hatte er sein Letztes hergegeben. Fast über Nacht war er alt geworden.

Ah, der Schmaus war zu Ende! Jetzt kam Jon wieder zu sich. Mikel und Neji gingen längs der Zeile der Hütten zu ihrem Haus. Nach allen Seiten schüttelte man einander die Hände. Vielleicht grämte sich Waas ein wenig — Neji war ihr ältestes Kind. Jetzt entschwanden die beiden Arm in Arm ins Dunkel. Auch Jon blickte ihnen ernst nach. Wie hoffnungsvoll die Jugend war! Ach ja, das Leben mußte seinen Lauf nehmen. So ging es in allem.

Die langen Wintermonate verstrichen. Der harte, schiefergraue Himmel wurde wieder blau und der Schnee weich.

In den kommenden Tagen mußte es auf dem Renntiergebiet reges Leben geben. Dann hüpften frische Kälber übers Moos, und die Kühe grunzten ihnen in der langen Dämmerung ängstliche Befehle zu. Das Leben ging weiter. Neue Männer würden kommen, aus den östlichen Stämmen und aus dem Westen — Männer mit ihren Weibern, und sie sollten die sonderbaren Sitten der Renntiere kennenlernen.

Jon begann, den Himmel zu beobachten. Eines Tages im Frühling sollten fliegende Weiße Häuptlinge aus dem Süden kommen, um ihn fortzuführen. Das hatten sie ihm gesagt,

wand, vom Twiel bis zum Staufen ihr Land überschauen und beherrschen mochten. Den Berg auch, von dem Karl der Große sich seine Frau holte, den Berg Herzog Gerolds, der die Sturmfahne des Reiches gegen Hunnen und Awaren und Sarazenen vorantrug und dies edle Recht für immer dem Stamm der Schwaben erwarb.

Konradin Kreutzer war auf der Reise von Wien nach Paris. Er hatte in der Tasche eine gewichtige Empfehlung an den berühmten Eugen Scribe, der Europa fabrikweise mit Theaterstücken und Operntexten belieferte und sich hoffentlich auch für den Kapellmeister am Kärtnertor-Theater erwärmte — — kraft der hohen Empfehlung. Ja, nur endlich den rechten Text und großen Anreger und Beschwinger haben — dann floß die Musik von selbst dazu, dann konnte vielleicht der Wurf gelingen.

Allein diese Hoffnungen, die Kreutzer noch eben in Ulm wie auf der ganzen Reise gehabt, waren jetzt plötzlich vor diesem Bussenberg klein geworden. Die Heimat zog ihn an mit zarter Innigkeit. Wie lange schon hatte er kein schwäbisches Wort mehr gehört.

Kam noch hinzu, daß es ihm unbehaglich war im überfüllten Wagen. Auch saß Knie an Knie mit ihm ein widerlicher Kerl, der sogar bis nach Paris mitfahren wollte. Eine grün-blasse Fratze, die ihr Gesicht an einen herandrängte, immerzu fragte und fragte, mit Wetter und Wolke begann und einem zuletzt die hintersten Winkel der Seele durchschnüffelt hatte.

So kletterte denn Konradin Kreutzer in Obermarchtal aus der Post, zur Überraschung seines Gegenüber, und ließ den Koffer vom Bock heben.

„Herr Kapellmeister, Herr Konradin Kreutzer, wo treffen wir uns in Paris?" rief der Mensch aus der abfahrenden Post.

Kreutzer tat, als höre er es nicht und schritt der Wirtschaft Zum goldenen Lamm zu. Aß da ein gut heimatliches Mittagessen: Riebelesuppe, Spätzle und saure Kalbsbriesle —, schwäbelte mit dem Wirt, trank einen Meersburger dabei, bestellte Quartier für den Abend, vielleicht sogar für zwei Abende und nahm endlich heiter und erwartungsvoll den Weg zum Bussen.

Wie das wohl tat, die Arme, die Beine zu schwingen und in die grüne Welt einzugehen. Die goldgelben Rapsfelder, der seidige Glanz der Gerste, die dunkle Verhaltenheit der Wintersaat, das wogte vom Berg in die Mulde herab und wieder empor. Und gleichsam die Welle der Landschaft noch einmal nachzeichnend, flogen die Schwalben und schwebten über der Sommerluft. Und der Wald, unzählbare Wälder ringsum schenkten ihren Duft und ihre Stille.

Da nahte ein Wagen mit Schellengeläute, ein Mühlenwagen, hoch bepackt mit den Kornsäcken, deren jeder Namen und Dorf des Bauern und das Zeichen des Hauses auf sich trug. Kreutzer blieb stehen und ließ es herankommen, gepackt von Erinnerungen. Diesen Fuhrknecht — wie der alte Mühlenjockel stapfte er mit wiegendem Kopf fürbaß, blieb alle zwanzig Schritte stehen und winkte den Pferden, indem er die Peitsche wenig anhob. Und die Pferde selbst — wie die drei Rappen des Vaters, „Türk, Zusel und Hansel", so setzten sie Kopf und Fuß, so glänzte und klimperte das Messing. Wenige Schritte vor Kreutzer bog das Gefährt zu Tal. Unten an der Donau lag still und weiß die Mühle, wie die Talmühle zu Meßkirch, und eine Frau schaute aus dem Fenster und trat gleich darauf aus der Tür dem Wagen entgegen. So grüßte einst auch Kreutzers Mutter den Wagen mit den Kornsäcken, brachte den Pferden einen Korb voll Hafer und dem Knecht ein Glas Weißbier: „Trink, Jakob, hosch fest schaffe müsse!"

Weiter begegnete Kreutzer ein Langholzwagen. Der Fuhrmann war so gnomenhaft verhutzelt und verhaudert wie der Droxnersepp, der jeden Wintermorgen an der Talmühle vorbeifuhr. Dann eine Bauernkutsche mit einem Pärchen darin, das zum „Hochzeitladen" durchs Land „juckelte" — ein Viehhändler — ein Bettelweib. Und jedesmal war Kreutzer, als wenn die Gestalten der Kindheit ihm leibhaftig wieder begegneten mit denselben Gesichtern und Kleidern, Wesen und Seele.

Doch die ganze Schwermut des Erinnerns kam erst über ihn, als nun unter zerkrümmter Linde eine Kapelle am Wege lag, wie das „Käppele" über der Talmühle. Auch hier stand hinter Glas ein Marienbild, behangen mit bäurischem Flitter, und richtete ein strenges Auge ihm entgegen. Mit einem Seufzer sank er auf den Betschemel nieder und vergrub das Gesicht in die Hände. Diese letzten fünfunddreißig Jahre — waren sie nur ein Traum? Liebe und Tod, sie zogen noch einmal an seinen geschlossenen Augen vorüber. Wie jung war Anna, wie selig glänzte ihr Auge, wenn er von Zürich nach Glattfelden hinüber in die „Gerwe" kam. Vielhundertmal kehrte er dort ein, viele hundert süße Stunden koste er mit ihr, bis er sie endlich heimführte. Dann die drei Geburten, der Tod der zwei Buben und Annas Tod selber — Wie ein Wolkenschatten, wie ein Traum! Und nichts davon übrig als Gräber uud das blasse Kind Cäcilie, das jetzt drunten in Wien in Schuppanzighs Garten den Schmetterlingen nachlief; nichts übrig als hier in der einsamen Kapelle der einsame Mann.

Allein, was die Wunde schlägt, heilt sie auch wieder. Die leise Regung von Wind und Halm und Blatt, der süße Einklang der Natur zog unmerklich auch die Schwermut fort. Kreutzer ließ die Hände von den Augen sinken und sah unter

dem Gezweig der Linde hindurch ins sommerliche Land. Fünfundvierzig war er jetzt und gesund und mutig, die andere Hälfte des Lebens besser und glücklicher anzuheben. Und hier im Land der Vorväter war der rechte Anfang, das neue Ziel auch für seine Musik. Er konnte es nicht mehr begreifen, daß er von Wien ohne Anhalt mitten durch die Heimat nach Paris, aus der Fremde in die fremdeste Fremde hatte ziehen wollen. Er sprang auf, steckte einen Lindenzweig auf den Hut, und ein Lied pfeifend, marschierte er dem Berg entgegen, der noch immer gleich nahe, gleich fern erschien. Es kostete noch manchen Schritt bis da oben hin. Und die Sonne stand schon im letzten Viertel.

Nach einer Stunde war Kreutzer am Fuß des bewaldeten Kegels. Ein Fußpfad lief steil bergan, unter Tannen und Buchen hindurch. Die Wildtaube gurrte. Immer wieder begegnete der Pfad langgestreckten Erdbuckeln, in denen vielleicht jene alten Götteranbeter des Bussen begraben waren. Immer wieder ahnte sich auch durch das Gezweig hindurch das ungeheure Rund der Weite, in die der Berg hineingestellt war.

Mit einem sah Kreutzer im Moos sich etwas bewegen, ein weißes Kätzchen. Er lockte und streckte die Hand aus. Es blickte her mit den bernsteinfarbenen Augen und miaute kläglich. So kraulte er ihm die Stirn und hob es auf den Arm. Gleich schnurrte es und schloß die Lider vor Behagen. Als Kreutzer dann weiterging, krabbelte das Tierchen in seinen Nacken, rieb den Bart am Hutrand und streckte den Schwanz empor, daß man nach dem Schatten im Moos meinen konnte, eine Hahnenfeder schwanke auf dem Hut.

„Ist's nun ein gut Zeichen oder ein böses, daß mir Musiker zuerst solch ein Wesen begegnet, das nicht eben als musikalisch gilt?"



Es war ein gutes Zeichen. Denn da teilten sich die Büsche, ein Jungfräulein im roten Mieder kam hervorgesprungen. „Mulli, Mulli, do bisch jo wieder!" rief sie, und ohne Kreutzer zu grüßen, griff sie nach dem Kätzchen. Doch das krallte sich fest in Kreutzers Rock. So brach das Mädchen einen Zweig und kitzelte damit das Tierchen, das mit tauben Pfoten haschend nun bald auf dem Rücken, bald an der Brust des Wanderers hing. Und so tänzelte auch das Mägdlein um ihn her. Sie mochte um die siebzehn sein und war so recht eine wilde Hummel mit brauner Haut und zigeunerhaft schwarzen Haaren. Die lagen glatt um den schlanken Kopf gescheitelt, im Nacken zu einem lockeren Knoten geschlungen, und ließen sie älter erscheinen, als sie vielleicht war. Aber da drängten sich unter den schwarzen, glatten Haaren hervor hellere, locker gekräuselte Ringlein wie ein lichter Kranz übermütiger Jugend um die klare runde Stirn.

„Wie heißt du denn?"

„Nannele."

„Und was ist dein Vater?"

„Mesner an der Bussekirche und Bannwart."

„Bannwart? Was ist das denn?"

„Halt Bannwart vom Bussewald."

Sie schnippte ihre Antworten kurz und scheu hin, immer nur mit dem Kätzchen beschäftigt.

Derweil hatten sie die Hochstufe erreicht, aber noch dichtes Gezweig um sich her. Kreutzer löste nun das verkrallte Kätzchen mit sanfter Gewalt von sich los und gab es der Jungfer hin.

„Da hast du deinen Schatz. Und jetzt könntest du mir als einem fremden Wanderer flink zeigen, was es auf dem Bussen zu sehen gibt."

„No kommet do rum!" Sie ließ das Kätzchen zur Erde gleiten, und alle beide rannten um die Wette ins Dickicht hinein. Kreutzer hatte Mühe zu folgen, über die mannshohen, von Eichenwurzeln umklammerten Mauerbrocken hinweg, durch den Schutt, den hier die Jahrtausende hingeworfen. Endlich gelangte er auf ein grasiges Viereck, zu einem gewaltigen Turm.

„Dös isch de alt Burg, und do sind d' Schneeberg", zeigte das Nannele, mit der gleichen Handbewegung das Nahe und Ferne umfangend.

Konradin Kreutzer stand wie verzaubert. Er hatte die Alpen schon nah und fern gesehen, aber noch nie in solcher Erhabenheit. Bald zackig zersprengt, bald rund gebuckelt, auf und nieder wellend in weißblauer Seligkeit, leuchtend, durchleuchtet lag es um das dunkle Land der Wälder und Hügel und Täler.

Da rührte ihn das Mädchen an: „Wollet Ihr nit auf de Turm? No sehet Ihr noch meh!"

Er trat also durch das offene Tor und die klafterdicke Mauer in ein modriges Gelaß und ertastete die Leiter, auf der ihm das Mädchen schon voraus war. Nach einigen fünfzig Sprossen

krabbelte er durch einen Schlupf im Fußboden und kam in eine Art Wachstube. Ein verrußter, morscher Kachelofen war in der einen, ein Lotterbett in der andern Ecke. Nannele hatte schon die beiden Fensterladen aufgestoßen, lehnte an dem nach Süden und begann sogleich die Namen der Städte, Schlösser, Klöster aufzusagen, auf die hellen Pünktlein im grünen Gefalte hinweisend. Es waren altehrwürdige Namen, bedeutend in der Geschichte ganz Deutschlands. Dennoch, da nun alles benannt wurde: Wolfegg, Waldburg, Königsegg, Ravensburg, Weingarten, Säntis, Churfirsten und Schwarzer Grat — —, da kam nicht mehr der Zauber von eben, war die Größe in Einzelheiten zerschlagen. Und anstatt dem in die Ferne weisenden Finger zu folgen, wandte Kreutzer ein wenig die Schulter und äugte über das Mädelchen hin, das dicht neben ihm stand. Was dies Kind kühne Augen hatte! Freilich, wen tagtäglich solch eine Weite umgab, dem mußte auch das Auge danach werden.

Und plötzlich hatte Kreutzer den Einfall, den rechten, wie ihm schien. Hier in der Turmkammer, im Herzen der Heimat, hoch über den Menschen und doch mit ihnen verbunden — hier den Sommer durch bleiben und komponieren, endlich die Gedichte Uhlands, Eichendorffs, die unten im Marchtal im Koffer lagen, endlich sie zu deutschen Liedern wandeln. Was hier dem Raum fehlte, war schnell beschafft: Tisch und Stuhl, Papier und Tinte, ein paar Decken aufs Bett und vielleicht noch Fenster und ein paar Stunden Hafnerarbeit am Ofen, daß man auch für einen kühlen Tag gerüstet sei. Er sah sich schon am Tisch sitzen, Haufen beschriebenen Papiers um sich her, und da taucht aus dem Boden herauf das schwarze Köpfchen und lacht herüber und verlockt zu einem Sprung in den Wald.

„Mädele", rief Kreutzer und unterbrach ihr Sätzlein, das eben vom Federsee zum Bodensee hinüberhupfen wollte, „Mä-

dele, ich wollte ja nach Paris fahren. Aber ich bleibe jetzt auf dem Bussen, hier oben bleibe ich, und du mußt mir helfen, die paar Sachen herbeizuschaffen, die noch fehlen. Ist nicht viel. Und bis zum Herbst bleibe ich, bis ich wieder nach Wien hinabmuß."

Er faßte nach ihrem Arm und suchte seine Begeisterung auch ihr einzuflößen. Doch sie starrte zu Boden und schüttelte den Kopf. „Will es euch doch bezahlen, gut bezahlen", fügte er kleinlaut hinzu.

„Geht aber nit."

„Warum soll das nicht gehen? Ich bin nicht anspruchsvoll. Was dir schmeckt, ist auch mir recht."

„De Vatter will's nit."

„Ja, es haben aber doch schon Leute hier oben gewohnt."

„Bloß de Vatter, sonst kuiner. Do auf'm Stroh hot er gschlofe, wenn er — —" Sie zögerte, spähte flink zum Fenster hinaus und fügte leise hinzu: „Wenn er halt mol spät heimkummt."

„Da will ich doch mit deinem Vater sprechen."

„Tut's nit, nur nit. I müßt's büße, daß i Eu überhaupt de Stub zeigt hab."

„Aber heut nacht kann ich wenigstens hier schlafen. Schau, so lang schon bin ich nicht mehr in der Heimat gewesen. Dort drüben liegt sie in den Wäldern, und wenn ich deine Augen hätte, könnte ich vielleicht den Turm unseres Sankt Martin sehen. Und da wirst du doch mir einsamem Junggesellen diese Freude nicht verderben."

Sie lächelte: „Für de ein Nacht! Aber saget's keinem. Auch nit der Muoter. I bring no alles, was Ihr braucht. Und schlupfet in Turm nei, wenn's keiner sieht."

„Du bist doch ein liebes Nannele." Er haschte nach ihr. Aber

sie war schon in der Bodenluke und auf der Leiter. Und als er unten aus dem Tor trat, hörte er nur noch ihren hellen Lockruf: „Mulli, Mulli — bs, bs!"

Er nahm den Fußweg durch den Busch und gelangte bald auf die Hochfläche, wo Kirche und Gottesacker und etwas tiefer am Südhang das Mesnerhäuschen lagen.

Vor diesem Haus standen ein Mann und eine Frau beieinander, wohl die Eltern Nanneles. Der Mann war hemdärmlig, trug ein verschossenes Jägerhütchen schief auf dem Kopf und schwatzte eifrig auf die Frau ein. Sein struppiger roter Bart bewegte sich dabei auf und nieder, als wenn der den Sätzen die Richtung weise. Er hatte eine heisere, aber befehlerische Stimme, und Kreutzer begriff es wohl, daß die Tochter diesem Vater nicht gern zuwiderhandelte.

Und Kreutzer wandelte langsam zwischen den Kreuzen des Gottesackers und las da und dort die Inschriften. Aus einem halben Dutzend Dörfer rings um den Bussen herum trugen sie ihre Toten hier herauf und gönnten ihnen diesen Platz über allen Bergen.

Endlich war er am Kirchentor und trat in den dämmerigen Raum. Es waren betende Frauen darin, wohl an die dreißig knieten in den Bänken. Die Abendsonne brach durch die farbigen Fenster, und ein geisterhafter Schein floß um die weißen, reglosen Kopftücher der Beterinnen.

Kreutzer setzte sich in die hinterste Bank. Die Frauen beteten eine Litanei. Eine helle, mädchenhafte Stimme gab der Mutter Gottes hundert zärtliche Namen, und der Chorus fügte an jeden dieser Namen die Bitte, den Bittschrei: „Segne unsern Leib!" und „Segne unsern Schoß!".

Kreutzer hatte zunächst nur dem Klang gelauscht, wie sich helle und dunkle Töne ineinandermischten, zur Höhe empor-

zitterten und im Widerhall von neuem auseinanderbrachen. Erst allmählich faßte er auch den Sinn, und ihn schauderte. Was hier diese scheuen Bauersfrauen bekannten, das bekannten sie nur der Frau und Mutter aller Mütter. Kreutzer schämte sich, daß er zuhörte, und konnte doch nicht loskommen und drückte sich in den dunkelsten Winkel hinein. Eben hatte er



draußen auf dem Friedhof eine Schrift gelesen: Der „Bierwirt Thaddä Frick aus Lützelwinnaden" war einundachtzig Jahre alt geworden, und was man diesem langen Leben als besten Ruhm nachrief, das waren die elf Kinder und siebzig Enkel, die nach ihm blieben. — Kreutzer starrte auf die reglosen weißen Kopftücher und dachte an all das stille Leid, das diese Frauen von Monat zu Monat, Jahr zu Jahr getragen, wie der Ehemann allmählich mürrisch wurde und hart und an seinem Weibe vorbeisah, bis endlich dann die Gequälte, Hilflose ihre letzte Hoffnung den Berg emporträgt; durch Wälder und Saaten, strotzend von Fruchtbarkeit, wallfahrtet sie zur gütigen Mutter.

„Maria hochgebenedeit,
Die auf'm Arm 's Kindel trait,

Streck aus die Hand, bescher uns Gnaden
Und laß auch uns das Kindel tragen!
Uns' liebe Frau vom Bussen."

Es war wohl ein uraltes Lied, das so in wehen Molltönen hintastete. Als es verklungen, huschten die Frauen aus den Bänken und vorne hin zum Altar. Eine nach der andern sank dort ins Knie und bat um den Segen der Ewigen Mutter. Und im Aufstehen hob jede den Blick zu ihr empor, die, über Mond und Erde schwebend, das Kind selig lächelnd an sich drückte. Dann schlurften sie hinaus, ohne den fremden Mann zu beachten, der doch ihre Gesichter zu durchforschen suchte.

Blieb zuletzt Kreutzer allein in der Kirche. Es war so still, daß er zu hören meinte, wie das Abendlicht durch das Kirchenschiff rieselte. Und plötzlich überkam ihn von neuem die Schwermut wie unten in der Kapelle am Fuß des Berges.

„Ach", seufzte er, „da klammert sich alles an der Erde fest und will dauern und bleiben. Und wo ist meine Dauer? Ins Reich der Kunst wollte ich bauen? Und was blieb? Erfolge? Welke Lorbeerkränze! Und nicht der immergrüne Baum!"

Doch in seinem Innern tuschelte eine andere Stimme: „Erfolge? Herr Kapellmeister, wie habt Ihr es eben noch genannt? Wolkenschatten! Anderes sind sie nicht. Auch der größte nicht. Welle im Meer! Nichts! Seid kein Tor, lebet, esset, holet Euch ein junges Weib her! Eine und viele, wenn es Euch gefällt, und überlaßt den Dummen diesen Traum von Kunst und Dauer und Größe!"

„Nein!" rief Kreutzer dagegen und rannte nach vorne zum Altar und beugte den Kopf und das Knie gleich den Bäuerinnen und flehte empor zur lächelnden Frau: „Ewige Fruchtbarkeit, Mutter aller Farben und Lieder und Schönheit! Du weißt es,

wonach mich sehnt. Einmal mich selber darstellen. Einmal alle Sehnsucht erklingen lassen, meine und meines toten Weibes und meiner toten Kinder und Eltern und Vorväter Sehnsucht erklingen lassen! Ein einziges Mal schick mir das Glück über den Weg! Und ich will zufrieden sein für mein Leben. Unerschöpfliche Spenderin, unsere liebe Frau vom Bussen, Königin meiner Heimat!"

Und es war ihm, als ob die lächelnde Frau ihm zunickte. So stand er endlich getrost auf und schritt zum Kirchentor. Draußen waren Wälder und Weiten schon vom Nebel überschleiert. Desto heller strahlten Himmel und Schneegebirge in den schweren goldenen Farben des Abends.

Um die Ecke der Kirche biegend, sah Kreutzer die wallfahrenden Frauen noch beim Mesnerhaus stehen. Sie aßen an ihren dicken Brotkeilen und schwatzten und kauften sich etwas vom Tisch, den die Mesnersfrau vor die Haustür gestellt. Aus Zucker geformte, fingerlange Püppchen kauften sie, „Bussenkindel", für einen Kreuzer das Stück. Im weißen, blau umschnürten Tragkissen lagen ein oder auch zwei und drei backenrote, grelläugige Köpflein. Das ließen die Frauen in die Taschen ihrer bauschigen Röcke gleiten, schmunzelnd, als hätten sie schon die Erfüllung ihrer Bitte, ordneten sich dann wieder zur Wallfahrt und stiegen hinab in die Dörfer und Weiler und Einödhöfe. Aus den Tannen klang es noch einmal: „Und laß auch uns das Kindel tragen!"

Auch Kreutzer erhandelte sich ein „Bussenkindel", die letzten Drillinge, die noch auf dem Tisch lagen. Die Mesnersfrau lachte, da nehme aber der Herr einen reichen Segen vom Bussen mit nach Haus. Sie hatte dieselben glanzschwarzen und an den Ohren aufgekräuselten Haare wie ihre Tochter, die klaren Augen, runde Stirn und braune Haut. Nur war die

Mutter schon von ihrem Alltag geformt und vergröbert, während die Schönheit der Tochter noch edel, rein in der Knospe stand.

Kreutzer sprach mit der Frau: Er sei fremd hier, möchte noch den Abend ins Donautal hinab und gerne vorher sich ein wenig stärken.

Da könne ihm das Mesnerhaus nicht viel bieten. Eine saure Milch und Käs und Brot — ob ihm das genug sei.

Kreutzer nickte, und sie rief zur Tür hinein: „Do ist en fremde Herr, Nannele! Hol'm e Kachel Milch rauf und 'n Käs und mach hurtig! Er hot nit viel Zeit."

Dann entschuldigte sie sich, daß sie noch eben schnell für ihren Mann ins Dorf hinablaufen müsse, aber die Tochter werde schon recht aufwarten; und eilte davon.

So trat denn Kreutzer durch die niedere Haustür in den dunklen Flur und zur Linken in die Stube. Erst als er die Stubentür geschlossen, bemerkte er Nannele. Sie saß am braunen Kachelofen, schaukelte die mit zwei Stricken an dem Deckbalken befestigte Wiege und summte ein Liedchen durch die Zähne. Ein Kind, so pausbäckig und gesund wie ein „Bussenkindel", schlief im blaugewürfelten Leinen! Am Fußende der Wiege lag wohlig zusammengerollt das weiße Kätzchen.

Kreutzer stand eine Weile, das Bild genießend. Dann trat er auf Nannele zu und legte ihr das eben gekaufte Bussenkindel in den Schoß. „Da! Ist für dich."

Sie errötete und hob ihm das Püppchen wieder hin: „Nit mir! Müsset Ihr Eurer Frau schenken."

„Ich habe doch keine. Drum schenke ich's dir. Soll dir Glück bringen." Er streichelte dabei über ihren Scheitel. Sie zuckte unter seiner Berührung, entzog sich, lief zur Tür und wandte sich da noch einmal: „Sitzet an Tisch! I bring gleich 's Esse."

Und huschte hinaus. Kreutzer ließ sich auf die Bank nieder und beschaute in Muße die Stube. Da war der „Herrgottswinkel“ mit dem Kreuz, den bunten Heiligenbildern, dem Buchsbaumzweig vom Palmsonntag her, den verdorrten Blumen aus dem Strauß von „Maria Kräuterweihe“. Und die zwei Fenster links und rechts vom Winkel standen ganz übergrünt von den alten Bauernlieblingen: Sternblumen, Judenbart, Fleißig Liesele, Leiden Christi und flammenden Geranien. Die drei Balken der Decke, schwarz und verbogen vom Alter, mit allerhand Kerben und geheimnisvollen Zeichen versehen. Die Wände gekalkt, Tisch, Bank, Fußboden mit Sand und Brunnenwasser weiß gescheuert. Das alles duftete herb wie ein Wacholderbusch in der Sonne. Im Ofen knisterte ein gelindes Feuer. Und die braunen, mit Blumenranken verzierten Kacheln wärmten wohlig durch den Raum hin.

Endlich brachte das Nannele Milch und Brot und stellte es vor den Gast. „Segne's Gott!“ Er hielt ihre Hand fest, wollte, daß sie neben ihm sitze. Aber sie kehrte an den Ofen und zur Wiege zurück, schaukelte und summte das einschläfernde Liedchen.

Kreutzer schnitt sich ein Stück von dem Schwarzbrot und brockte es in die Milch, wie er es als Junge getan. Die Milch war kühl und rahmig, das Brot duftig wie ein blühendes Kornfeld.

„Das ist ein wahres Patriarchenmahl! Und jetzt habe ich erst recht Lust auf dem Bussen zu bleiben.“

„Nur de ein Nacht! Habet's doch versproche.“

„Ich möchte doch noch sehen, ob das Bussenkindel nicht Glück bringt.“

Sie gab keine Antwort. So warf er den Löffel weg, ging zu ihr hinüber auf die Ofenbank und legte den Arm um ihre

Schulter. Sie schob die Hand fort. „Tut's nit! 's könnt's einer sehe, und der ist gleich wild. Sitzet lieber in Winkel z'ruck!"

„Und wer ist denn der eine, der es nicht sehe soll?"

„De Waldlersepp!"

„Ist das dein Schatz?"

„Möcht's gern sein."

„Und du magst es nicht sein?"

„De Vatter will's halt, weil ihm de Sepp viel hilft im Wald — und sonst noch — beim andere."

„Bei welchem andern?"

„Me habe halt bloß e kleins Äckerle. Und d' Mesnerei und de Wald trait halt nit viel. Und do verdienet halt de Vatter sonst noch, macht Salbe und Tränkle fürs Vieh und für d' Mensche und Sprüch für unter de Türschwell — —"

„Also ist er eine Art Hexenmeister."

„Saget's nit laut. — Jo, und do hilft no de Sepp bei allem."

„Und dafür sollst du der Lohn sein?"

Sie wandte plötzlich den Kopf nach dem Fenster. Hinter den Blumen stand ein Schatten. Ein Gesicht drückte sich gegen die Scheiben.

„Sitzet an Eure Platz z'ruck!" flüsterte sie; und da Kreutzer blieb, flog sie selbst zum Herrgottswinkel hinüber und tat, als zupfe sie dürre Blätter von den Blumen.

Die Tür knarrte. Ein grüner Filz, ein Bubenkopf schob sich hinter dem Holz hervor, äugte durch die Stube zum Ofen, zum Tisch und befahl barsch: „Komm raus, Nann!"

„Warum?" fragte das Mädchen ebenso barsch zurück.

Der Bursche zögerte und fuhr dann etwas milder fort: „Dein Vatter will's. Sollst 'm noch was suche. Brauchen's heut abend."

„Such selber! Siehst doch, daß 'n Gast do ist."

Der Bursche schlug die Tür zu, blieb aber draußen im Flur stehen und besann sich wohl auf ein anderes Wort. Da ihm keines einfiel, stampfte er ein paarmal auf die Fliesen, fluchte dabei eine unheilige Litanei und rannte endlich davon.

„Das war wohl der Waldlersepp?"

„Jo —" hauchte das Mädchen und grübelte. Kreutzer trat zu ihr und liebkoste ihr Haar. Sie wich ihm aus. „'s ist Zeit. Gleich kommt de Vatter. De Sepp holt 'n jetzt. 's ist Zeit, sonst könnt 'r nimmer in Turm."

„Du mußt mir aber den Weg zeigen —"

Sie lief zur Wiege, streichelte über das Deckbett, nahm dabei das „Bussenkindel", das ihr Kreutzer gegeben, schob es in den Brustlatz und schritt voran, zur Tür hinaus und den Hang empor in den Fußpfad hinein. Als der Turm, schwarz und gewaltig, sich über die Büsche hob, blieb sie stehen und flüsterte: „Gut Nacht! Schlafet wohl, wenn's Gotts Will ist." Er hob ihr Kinn sachte empor und schaute ihr in die Augen. Trotz der Dämmerung sah er die Tränen in den Wimpern. „Ach Kind", seufzte er da und zog ihren Kopf an sich, „du



sollst nur den heiraten, den du gern hast. Ich sorge schon dafür. Komm mit mir!" Und er küßte die kühlen jungen Lippen.

Plötzlich war sie fort, im Dunkel verschwunden. Er lauschte ihr nach, hörte aber nichts als das leise Knistern, das auch am stillsten Abend durch den Wald geht. Dann schritt er zum Turm, tastete durch die Tür in das Dunkel hinein, fand die Leiter und kroch empor. Oben angekommen, schloß er zuerst das Bodenbrett. Das schwarze Geviert war ihm unbehaglich. Der eine Fensterladen stand noch offen. Im dünnen Schein, der durch das Fenster fiel, sah Kreutzer mit Freude, daß ihm das Mädchen ein gutes Lager bereitet. Der Strohsack war mit Linnen überzogen, Kissen und Decken waren bereit, und neben dem Lager stand sogar ein Strauß Nelken im Glas.

Das liebe Kind! Und hatte das alles heimlich schaffen müssen. Noch fühlte Kreutzer die Berührung der jungen Lippen auf den seinen, die sanfte Inbrunst, die ihm geantwortet. Noch klang das Wort im Ohr, das er eben in die Stille des Waldes gesprochen. Es war ihm entschlüpft, fast eh er's gedacht, und entsprach vielleicht gerade darum desto mehr seiner innersten Sehnsucht.

„Warum soll ich sie nicht mitnehmen? Nach Wien, in mein kaltes, ödes Haus. Und — jawohl! — meine Frau soll sie werden, wenn es ihr recht ist. Brauch mich des Mädels nicht zu schämen. Ist so gut wie eine von den Wiener Modepuppen. Und hat eine Stimme, voll natürlichen Wohllauts, die sich formen läßt."

Auf und nieder schreitend malte er es sich aus, wie er dies Mädchen zur Dame und Sängerin forme, daß alle Welt sie anstaune, daß er mit ihr triumphiere und sie aber es ihm, ihm allein danke.

Schließlich blieb er am Fenster stehen. Nun war alles unter-

gegangen, Berge, Städte, Dörfer, Wälder und Seen. Wie man, über den Rand eines Kahnes gebeugt, tief unten den schwarzen Grund des Sees ahnt, so ahnte er nun die Erde. Manchmal blitzte ein Lichtlein im schwarzen Geflirre, zuckte hin und her und verging wieder.

Auf einmal hörte Kreutzer eine Stimme. Ganz nahe, fast am Fuß des Turmes, knurrte sie heiser.

„Bist halt z' grob mit 'r. Kannst mit de Weiber nit umgehe, du."

Und eine andere Stimme dagegen: „Hot sich küsse lasse von dem schwarze Rollekopf."

„Wirst's nit recht g'sehe habe."

„Fünf Schritt bin i dervon g'stande. Hab' schon 's Messer auße zoge. Hab's ihm wolle gleich in Ranze stoße. Aber hab' mich anders b'sonne."

Nun erkannte Kreutzer die Stimmen: Die heisere brummende von Nanneles Vater und die andere, zornige — ja, die gehörte dem verschmähten Liebhaber, dem Waldlersepp. Und der war hinter Kreutzer und dem Mädchen hergeschlichen. Aber daß Kreutzer jetzt da oben im Turm sitze, das ahnte er nicht. Denn nun barst es mit Schwur und Fluch aus dem Sepp: Nachschleichen werde er dem fremden Halunken und ihn einholen und in die Donau stoßen oder sonst auf eine Art umlegen, daß kein Landjäger etwas dabei vermute.

Der Bannwart hörte sich den Schwall eine Weile an. Dann endete er ihn mit einem kräftigen: „Halt 's Maul jetz!" Er werde das Mädchen schon kirre machen. Wenn's nicht anders gehe, dann mit einem „Tränkle". Und sie stapften beide dem Turmtor zu.

„Heiliger Sankt Bonifaz! Jetzt kann's gut werden", stöhnte Kreutzer und rannte zum Bodenbrett und warf sich längelang



darüber. Aber was nutzte das, wenn es den zweien jetzt einfiel, die Leiter heraufzuklettern! Was nutzte sein Kapellmeistergewicht gegen die Kraft dieser Naturkerle! Er wünschte, sein Körper wiege hundert Zentner. Und keine Waffe hatte er bei sich, nicht einmal ein Taschenmesser, nicht einmal einen Stock. Und um Hilfe schreien — das verhallte in der Einsamkeit.

Doch zunächst blieben die beiden unten, tuschelten, tasteten und schlugen Feuer. Die aufspritzenden Fünklein ließen die runden Steine des Turmes aufleuchten; wie bauchige Götzen kauerten sie umeinander. Kreutzer beobachtete durch die Ritzen zwischen den Brettern. Jetzt prasselte eine Flamme zwischen das Reisig hinein und fauchte empor bis an die Balken. Zwischen den Brettern hindurch sprühte die Glut. Die Kerle steckten das lecke Holz in Brand. Der Qualm war zum Ersticken. Der Turm wirkte wie ein Kamin, das offene Fenster war der einzige Abzug.

Zum Glück sank die Flamme ebenso schnell, wie sie aufge-

sprungen, wieder zusammen in ein kleines Flackerfeuer, um das die zwei nun hantierten. Ihre Schatten, gegen die Turmwände geworfen, krochen bald zwergenhaft zusammen, bald reckten und ringelten sie sich empor und hatten Arme wie Mastbäume.

Der Bannwart schob einen Topf in die Glut. Der Sepp warf etwas darein, Fett, nach dem ranzigen Dunst zu schließen, der in die Stube hinaufschwelte. Dann zerschnitten und zerhackten sie Büschel von Kräutern. Davon brockte der Bannwart in den Topf, rührte mit einem Holz um und um, streckte dabei das Kinn, den roten Bart vor, murmelte Worte und starrte zur Decke hinauf, als ob er den Mann hoch über sich entdeckt habe und ihn beobachten wolle.

Das dauerte so eine lange Zeit. Dann war wohl der Zaubersud beendigt. Sie schürten das Feuer nicht mehr, zogen den Topf von der Glut, streckten sich am Boden aus und legten eine Kohle auf die gestopften Pfeifen. Es war so still geworden, daß Kreutzer sich die Hand vor den Mund hielt, in Furcht, sie könnten unten seinen Atem hören.

Nun kicherte der Bannwart vor sich hin.

„Was lachet 'r?"

„Die leit jetz im warme Bett, 's alt Luder. Die wird nett verschrecke, wenn 'r mein Brüh auf de Leib spritzt."

„Wer ist's denn? Wer hot denn 'm Höflinger sein Roß verhext?"

„De alt Stasin. Die will mir allweil in d' Kunst pfusche."

„Und meinet Ihr denn, die spürt's, wenn 'r do den Hafe über de Roßkopf ausschüttet?"

Der Bannwart wackelte nur bedeutungsvoll mit dem Kopf und sog an der Pfeife. Der Sepp fragte weiter: „Was krieget Ihr denn morge, wenn 'm Höflinger seine Roß g'sund im Stall stehe?"

„Was mir versproche ist.“

„Und i, was krieg i?“

„Was dir versproche ist.“

„'s Nannele?“

„Wirst's wohl wisse, was i versproche hab.“

Der Sepp sann vor sich hin, klopfte die Pfeife aus und zupfte den andern am Ärmel: „Sie will mich aber net. Ob i gut bin oder bös, ob i schelt oder schmeichel, sie dreht sich weg. I halt's nimmer aus. Narrisch werd i noch. Gebet ihr 's Tränkle — oder — i lauf zum Pfarrer, zum Fürste und zeig alles an, was Ihr do im Turm hext.“

„Wenn i dir net dein Zunge binde tät, dummer Bub!“ Der Bannwart meckerte höhnisch.



Und der Sepp wieder — seine Stimme klang weich und weinerlich: „Bannwart, schüttet de siedige Hafe do lieber mir über de Grind! I will nimmer lebe —"

„Dann komm her! Gib siebe Tropfe Blut aus 'm linke Arm, sieben, nit mehr, auf dös Blatt do —"

Der Bursche streifte den Ärmel zurück, stach in die Haut und preßte Blut auf das Blatt. Der Bannwart streute etwas darauf, Mehl vielleicht, knetete eine Kugel, rollte sie in das Blatt und reichte es dem Sepp hin: „Wirf's 'r morge in d' Suppe, und zum Abend wirst merke, daß sie dich anders anguckt."

Damit schlug die Mitternacht in der Bussenkirche, und auch vom Tal herauf dröhnte der Glockenschlag. Sogleich sprangen die zwei auf und warfen wieder Reisig in die Glut. Noch einmal schnellte die Flamme empor. Der Bannwart schob den Topf in das Feuer. Der Sepp hob einen Pferdeschädel aus dem Winkel. Wieder Zaubersprüche, lauter, schneller! Und da sprengt er den dampfenden Sud über das Gerippe in die Glut. Das schnalzt und knallt und treibt einen Brodem empor, daß Kreutzer den Husten nicht mehr zurückhalten kann. Er preßt sich noch die Hand auf den Mund, aber es birst aus ihm; mag kommen was will.

Der Qualm verzog endlich. Kreutzer spähte hinab. Das Feuer war zusammengesunken, der Platz daneben leer. Kreutzer regte die schmerzhaft versteiften Glieder und schlurfte zum Fenster. Drüben im Mesnerhaus knarrte eine Tür. Dann war es still, der Spuk vorüber.

Der junge Mond war aufgegangen und flimmerte über die nächtliche Welt hin. Kreutzer sog den Duft der Wälder. Davon erkühlte das Herz, und die Gedanken klärten sich. Er schalt es nun Schwärmerei, was ihn hierher in dies schwarze Gemäuer

verführt. Daß er einen harmlosen Kuß fast mit dem Tod bezahlt hätte, das ging noch an. Das war beinahe romantisch. Doch widerlich war ihm dies abergläubische Treiben. Er spürte noch auf der Zunge den tierisch warmen Dunst, der ihm aus der Hexenküche entgegengebrodelt. Er spuckte ihn aus und rieb die Hände am Holz des Fensters, als hätte er eine menschliche Ausscheidung berührt. Nein! Morgen so früh wie möglich ins Tal und auf die Post und fort und nicht mehr umgeschaut!

Mit dem Entschluß warf er sich auf den Strohsack, zog die Decken über sich und schlief sogleich ein.

Ein Trompetensignal weckte ihn. Er fuhr auf — der helle Morgen erfüllte die rauchgeschwärzte Stube, und ein Schwälb-lein flog zum Fenster ein und wieder aus. Und da rief jemand: „Konradin Kreutzer — Herr Kapellmeister!" Wer wußte denn da seinen Namen? Kreutzer stürzte zum Fenster. Unten am Turm standen mehrere Menschen. Einer in Jägerkleidung vor den andern winkte und lachte und sang: „Horch, horch, die Lerch im Ätherblau und Phöbus neu erweckt —"

Kreutzer rieb sich die Augen. „Wie? Träume ich noch? Durchlaucht von Fürstenberg?"

„Derselbe!" rief der Jäger, „und steht hier, Sie im Namen der Fürstinmutter von Thurn und Taxis nach Marchtal ein-zuladen."

Kreutzer eilte die Leiter hinab. Der Fürst Karl Egon von Fürstenberg empfing ihn unten, umarmte ihn und konnte nicht Worte der Freude genug finden, daß ihm ein glücklicher Zufall seinen einstigen Konzertmeister, den ewigen Wanderer, hier zugeführt habe.

„Da komme ich gestern abend von der Jagd im Teutschbuch heim, und Albert, mein alter Kammerdiener, Sie kennen ihn ja, erzählt mir als Neuestes, er habe Sie aus der Post steigen

sehen, habe sogar Ihren Namen rufen hören, sich dann auch beim Wirt erkundigt und den Bussen als Reiseziel erfahren. Na, ich kenne ja Ihre schwärmerische Seele. Ich dachte mir gleich, der alte Berg werde sie halten, und schmiedete so meinen Plan. Aber wir hätten beinahe leer abziehen müssen, wenn nicht das liebe Kind da sich endlich eines Rechten besonnen hätte." Er zeigte auf Nannele, die neben ihren Eltern stand. „Ich mußte freilich erst etwas donnern und blitzen und einige Jägerflüche loslassen —" fügte der Fürst hinzu. „Der Bannwart begreift das schon; was, alter Rotbart?" Dieser Donner war wohl etwas kräftig gewesen; denn Mutter und Tochter hatten verweinte Augen, und der Bannwart schaute darein, als solle er gleich zum Galgen gehen.

Der Fürst geleitete Kreutzer jetzt zur Kirche hinüber, wo die Kutsche stand und die Fürstinmutter harrte. Auch sie begrüßte „den berühmten Tonkünstler" mit großer Wärme und lud ihn zu sich nach Marchtal ein.

Es wurde nun beschlossen, Kreutzer solle sich erst im Mesnerhause erfrischen. Derweil wollten die Herrschaften die Kirche besuchen, die Fürstin dem Freund von Fürstenberg einige Geschenke zeigen, welche sie jüngst dem Gotteshaus gestiftet.

„Da müßt Ihr mir noch einmal eine Zehrung gönnen. Am liebsten die gleiche gute Kost wie gestern abend", wandte sich Kreutzer an die Mesnersfrau und lachte zugleich dem Mädchen zu. Aber ihr wie der Mutter rannen nun wieder die Tränen, und der Bannwart hatte einen Wisch seines roten Bartes zwischen den Zähnen und kaute daran. Zugleich sah Kreutzer, wie hinter dem Mesnerhaus hervor ein grüner Filz lauerte und gleich darauf der Waldlersepp in langen Sätzen den Hang hinab dem Wald zujagte.

„Den brennt das Gewissen", lachte Kreutzer. Aber da schob

sich der Bannwart an Kreutzer heran. Er keuchte, er tastete. Die harten, schrundigen Finger preßten Kreutzers Hand. „Herr", wimmerte er, „wir sind arme Leut — arme Leut! Und wenn Ihr verratet, was Ihr heut nacht gehört habet und gesehe habet im Turm —" Er kam nicht weiter, es würgte ihn im Hals. Die Frauen schluchzten laut. Da patschte Kreutzer dem Mann auf die Schulter: „Gesehen und gehört? Ich habe geschlafen, Bannwart."

„Ihr saget nit, was Ihr denket", stotterte der Bannwart.

„Was im Turm geschehen ist, bleibt im Turm. Seid ruhig, ich verrate nichts."

„Oh", murmelte der Mann, und eine freudige Glut floß ihm in die Wangen.

„Aber Ihr müßt mir etwas versprechen: Hier das Mädel, die heiratet nur, wen sie mag. Ja? Und heute laßt Ihr sie mit uns nach Marchtal fahren. Ich will ihr zum Dank dort auf der Orgel spielen."

„Wenn's weiter nix isch", rief der Bannwart und gab der Tochter einen Antrieb zur Haustür hin, „rein, Mädle, geschwind, ins Festtagskleid g'schlupft und laß mir die Herrschaften nit warten!" Auch sein Weib trieb er an: „Stand nit do und glotz, Mariann, de Herr hot 'n Hunger. Hol 'n Schinke aus 'm Rauch, schlag 'm Eier in d' Pfann — oder wär 'ne vielleicht en gute Zieger g'fällig mit Rahm, so'n Schwabenesse? I hör's ja, der Herr ist aus der Gegend —"

„Nur wieder Milch und Brot wie gestern", rief Kreutzer der Frau nach, trat in die Stube und setzte sich in den Herrgottswinkel zu den flammenden Geranien. Der Bannwart ließ sich auf der andern Bankecke nieder, und sein Ulmer Pfeiflein anzündend, den Ellbogen aufgestemmt, spielten die kleinen verschmitzten Augen um den Fremden und schwatzte er immerzu

von Wald und Wild und Wetter. Er wollte offenbar Kreutzer keine Gelegenheit lassen, über die Geschehnisse der vergangenen Nacht zu fragen.

Sein Schwatz wurde unterbrochen, als Kreutzer der Frau für die Milch einen Doppelgulden hinschob. Denn nun war es an der Frau, sich zu sträuben und zu zieren, den silbernen Batzen abzulehnen und ihn schließlich doch anzunehmen und dafür dem Spender gute Wünsche für Zeit und Ewigkeit und noch ein Schüsselchen voll Milch und ein Stück Brot für unterwegs anzubieten.

Endlich erschien das Nannele in ihrem Feierstaat. Ein zierliches Rundgeflecht aus goldenen Spitzen umgab ihr schmales Gesicht. Das blaue Mieder war mit gelben Tupfen bestreut und die Schürze rot wie die Wangen.

„Komm, Prinzeßlein!" rief Kreutzer, nahm sie bei der Hand, führte sie zu den Fürstlichkeiten, die eben aus der Kirche traten, und erbat von ihnen die Gunst, die er für das Mädchen wünschte. Der Fürst nahm das Mädchen gleich an seine Seite, und weil er ein rechter Jäger war und Nannele Art und Gelegenheit des Wildes um den Bussen genau kannte, waren die beiden bald in gutem Gespräch. Derweil lud die Fürstinmutter Kreutzer neben sich und konnte nicht genug hören von Wien, wo sie ihre Jugend verbracht. Der Bannwart hatte noch Zeit gefunden, Rock und Jägerhut und Hirschfänger anzulegen, und machte der Herrin zum Abschied die Honneurs. Sein Weib aber lief herbei mit einem Strauß Nelken und Bauernrosen für die Fürstin. Dann trabten die vier Schimmel an, und leichthin schwebte das Gefährt wie auf Flügeln. Und wo auch Kreutzer in das Land hinausblickte, vor den tauigen Wäldern und blumigen Triften, vor dem lichten Sommerhimmel, vor der ganzen lieben Heimat stand der Goldreif,

Liebe in die himmlische hinein. Und dann ließ er den Tag des Bussen an seinem inneren Auge vorüberschweben. Es flüsterte die Linde an der Kapelle, der Specht klopfte, die Ringeltaube rukuste, die Buchen rauschten. Den Tönen wuchsen Flügel in die blaue Weite, gleich weißen Tauben flatterten sie hinaus zum fernen Schneegebirge, von Wolke zu Wolke und um die rote Sonne. Und er rief sie wieder zurück, zum Elternhaus, zur alten Talmühle, wo der Bach sprudelt, die Mühle klappert, die Schellen klingeln; wo Vater und Mutter in der Stube sitzen unter der tickenden Uhr am summenden Ofen.

Jetzt griff Kreutzer in die Brusttasche, holte ein zerknittertes Blatt hervor und breitete es vor sich hin. Ein Gedicht Uhlands stand darauf, das er schon seit einem Jahr bei sich trug, dem er noch nicht die Weise gefunden. Nun war sie da. Mit seinem weichen Tenor sang er die Worte und ließ zarte Flöten und Oboen darum spielen:

„Kein beßre Lust in dieser Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Drossel singt und Habicht schreit,
Wo Hirsch und Rehe springen.
O säß mein Lieb im Wipfel grün,
Tät wie 'ne Drossel schlagen!
O spräng es wie ein Reh dahin,
Daß ich es könnte jagen!"

Mit dem letzten Wort des Liedes hob Kreutzer die Finger von den Tasten und schritt hinab durch das geringelte Gittertor in die Halle der Engel und Heiligen und zum Chor hinan. Der Fürst eilte ihm entgegen. Schöner sei die edle Jägerei nie besungen worden, flüsterte er und drückte dem Meister die Hand. Die Fürstin umarmte ihn. Aber das Mädchen vom

Bussen stand noch immer in ihrem Mönchsstuhle und starrte mit großen Augen vor sich hin.

Sie ist am tiefsten ergriffen, schloß Kreutzer und sehnte den Augenblick herbei, wo er mit ihr allein war und er und sie das glückliche Wort finden könnten. Doch mußte er sich noch gedulden. Der alte Küster stand bereit mit gewaltigem Schlüsselbund, die Kostbarkeiten dieses einstigen Klosters zu zeigen. Und sie mußten ihm folgen und es beschauen, betasten von den gewundenen Säulen des Hochaltars, deren jede aus einem tausendjährigen Eichstamm geschnitzt war, bis zum Meßgewand aus blumiger Seide, gefertigt aus dem Hochzeitskleid der Königin Marie Antoinette.

Dann endlich fand Kreutzer einen leidlichen Vorwand und führte das Mädchen hinter die Klostergebäude zur Steinbrüstung, vor der die Donau rauschte. Nahm ihre Hand und stotterte wie ein Schülerlein: „Mädele — ich habe es ja bemerkt, hast mich verstanden. — Für dich — für dich allein habe ich gesungen und gespielt —. Du hast mir die Heimat wieder gewonnen. — Einen ganz andern Menschen hast du aus mir gemacht. — Sei mir Heimat für immer!"

Er wollte noch mehr sagen, ihr erzählen von den Wintertagen, dem Witwerstübchen, der blassen Waise Cäcilie, von seiner erbärmlichen Verlassenheit und vieles andere noch. Doch er stockte. Kalt, reglos lag ihre Hand in der seinen, und unter den fast geschlossenen Lidern hervor rannen die Tränen, immer mehr. Nun hob sie einen schnellen scheuen Blick zu ihm auf, löste ihre Hand und flüsterte: „Will heim!"

„Wie?" rief Kreutzer, „heim auf den Bussen, zu deinem Vater, der dich an seinen Teufelshelfer verschachert? Hast du mich denn nicht ein bissel gern?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „I fürcht Euch jetzt!"

„Was? Seit wann?"

„Seit der Orgel."

Sie wich langsam rückwärts, zwei Schritte, zehn und auf einmal wandte sie sich und rannte und flog um die Ecke und davon. Kreutzer stand erst fassungslos. Schließlich lief er ihr nach. Doch im Gewirr der alten Mauern fand er nicht gleich den rechten Ausweg, und als er ihn endlich hatte und vor die Klostermauern kam, war von dem Mädchen nichts mehr zu sehen.

Er überlegte, ob er nicht flink ein Pferd nehme und ihr nachjage. Doch selbst wenn er sie einholte, was war da noch auszurichten, wenn sie ihn fürchtete? „Fürchtet!" Er sprach das Wort laut vor sich hin, das unbegreiflichste Wort. Da hatte er gespielt und gesungen und, mehr als jemals im Leben, sein Innigstes, Heiligstes dargeboten. Und sie, der es alles geweiht war, sie lief in Angst davon.

Das Mädchen vom Bussen war auch zur Tafel der Fürstin geladen worden. So mußte Kreutzer von ihrer Flucht erzählen. Er verschwieg dabei, so gut es ging, was ihn persönlich betraf. Doch entschlüpfte ihm das bittere Wort von der Furcht.

Fürst Karl Egon lächelte: „Waldvögel lassen sich nicht anbinden, das wissen wir Jäger."

„Aber Furcht? Furcht vor dem Lied, vor der Musik, dem Edelsten, was dem Menschen gelingen mag."

„Diese Furcht müßte Sie eigentlich stolz machen. Sie zeigt nur, daß Sie hier wirklich Ihr Herz ausbreiteten. Das erträgt ein Kind des Volkes nicht. Die verbergen ihre Gefühle, tragen sie ins Dickicht und scheuen ebenso die Gefühle der andern. Aber warten Sie nur! Jetzt fürchtet das Kind Sie noch. In zehn Jahren aber werden Sie ihr Heiliger sein."

Mit diesen Worten des Fürsten endete die Episode vom Bussen. Konradin Kreutzer blieb noch acht Tage in Marchtal,

reiste dann mit dem Fürsten nach Donaueschingen und schließlich über Stuttgart und München nach Wien zurück. Dirigierte und komponierte nach Texten von Grillparzer und Scribe, komische Opern, nordische Märchen, romantische Zauberspiele. Suchte in Paris, was er in Wien nicht gefunden, den großen dauerhaften Sieg, und kehrte schließlich wieder ohne den Erfolg nach Wien zurück. Heiratete eine Wiener Adelige, lebte, lachte, litt und trug in all der Zeit, acht Jahre lang die Erinnerung an den Sommertag auf dem Bussen mit sich herum wie das Medaillon einer toten Geliebten.

Da geschah es im Herbst 1833, daß ihn ein Schriftsteller besuchte, ein hochmütig geschniegelter Mensch, der von Phrasen troff wie sein Haar von Pomade. Kreutzer hätte ihn am liebsten vor die Tür gesetzt. Doch als der nun sein Textbuch auftat, das er zur Vertonung anbot, da war Kreutzer von der ersten Seite an tief ergriffen. Wundersame Fügung! Hier war der Tag auf dem Bussen zur Oper gestaltet.

Kreutzer begann schon am gleichen Tag die Melodien niederzuschreiben, die ihm in einer Fülle zuströmten wie niemals zuvor. Er roch wieder die Wälder, die Schneeberge blitzten, das Mühlwehr rauschte. Und das liebe wilde Mädchen hatte keine Furcht mehr und schmiegte ihren braunen Arm um seinen Hals.

So entstand „das Nachtlager in Granada, eine romantische Oper aus dem fernen Spanien", wie auf dem Theaterzettel stand, — ein deutsches Lied, das um die Waldberge der Heimat sang.

Wanderer

Von Peter Scher

Ich ging mit aufgeschlossenem Sinn
des Morgens in dem Tal des Inn,
und zwischen Himmelblau und Grün
sah ich das Herz der Erde glühn.

Die Hügel wellten sich hinan,
die fröhlichen Wogen rauschten an,
und wie ich ging im Wanderschritt,
da ging auf einmal einer mit.

Er blickte und er nickte schlicht
mit einem gütigen Gesicht;
es dünkte mich, ich sei ihm nah,
weil ich das Herz der Erde sah.

Auf einer Höhe blieb er stehn
und winkte mir, zurückzusehn.
Des Hochwalds ruhevoller Dom
stand über dem beglänzten Strom.

Und wie in edelstem Verzicht —
die Ferne schauerte von Licht —
hob er die Hand und schwieg zu mir:
Dies alles, Bruder, schenk' ich dir!

Märchen von der Million

Von Michael Zorn

„In die Irrenanstalt von M. wurde ein Mann eingeliefert, der eine tolle Geschichte zum besten gab ...“

Das Gesicht James', des Wärters, war puterrot vor Empörung, während sein Kollege Jacques die Linke gegen die Magengegend preßte. So traten sie, in ihrer Aufregung ein wenig formlos, vor dem Chefarzt an.

„Wir haben ihn drin!“ donnerte James, mit der Faust durch die Luft fahrend.

„Ja, endlich“, echote Jacques, das Gesicht in schmerzlicher Grimasse verzerrt.

„Na, na, Jungens, was ist denn los mit euch. Wen meint ihr? Ist's der Kerl von der Polizeistation? Der telephonische Anruf ...“

„Ja, der“, James' behaarte Tatze fuhr verzweifelt in seinen rötlichen Schopf, „und der leibhaftige Satan ist ein Wickelkind gegen ihn.“

Der Chefarzt stand auf: „Will mir den Burschen mal ansehen. Wo?“

„Gummizelle fünf.“

Während sie den langen Korridor hinaufgingen, erzählten die zwei handfesten Wärter, vor Aufregung einander immer wieder unterbrechend, wie die Einlieferung des neuen Patienten vor sich gegangen war. So etwas hatten sie noch nie erlebt. Und das hieß viel, wenn sie das sagten. Der Kerl mußte Preisboxer gewesen sein oder Schlangenmensch auf 'nem Jahrmarkt. Wild wie ein tollwütiger Cowboy. So benahm

er sich wenigstens. Als sie ankamen, glich die Polizeistation einer belagerten Festung. Aber nicht die Polizisten waren es, die irgendwen oder -was belagerten. Im Gegenteil. Die aus drei Mann bestehende Wache hatte sich in der Tür und dem einzigen Fenster mit Hilfe von Stühlen, Schrank, Schreibtisch und umgeworfenem Aktenregal verbarrikadiert, während drinnen im Raum dieses Ungeheuer wütete. Das Subjekt war mittelgroß, breitschultrig und hatte pechschwarzes Haar auf dem Kopf. Sein Anzug war von oben bis unten zerfetzt und von einer Schmutzkruste überzogen. Außerdem triefte er vor Nässe, was, wie sich später herausstellte, einen höchst realen Grund hatte. Mit beiden Fäusten stürmte er immer wieder gegen die Möbelbarrikade an, schlug alles kurz und klein, was in den Bereich seiner kräftigen Arme und Beine geriet, warf den Ofen um, riß die Lampe herunter, um sich ihrer als Keule zu bedienen, schmetterte einen schweren Folianten, das Polizeijournal, durch die Doppelfenster auf die Straße hinaus. Zweifellos ein Irrer. Passanten hatten beobachtet, wie dieser Mann etwa eine Stunde lang auf der Steinmauer eines stillen öffentlichen Parks, die einen kleinen künstlichen See umgab, gesessen war. Plötzlich sprang der Unglückliche mit einem lauten Schrei auf und stürzte sich kopfüber ins Wasser. Menschen liefen herbei, um den offenbar Wahnsinnigen zu retten. Der Mann kam unheimlich lange nicht zum Vorschein. Unerwartet tauchte er auf, schwang sich über die Steinmauer und begann in nassen Kleidern auf der Promenade einen Indianertanz aufzuführen, dabei ein unverständliches, aber ohrenbetäubendes Gebrüll ausstoßend. Ein Polizist wollte ihn festhalten, wurde jedoch von dem Mann gepackt, hoch in die Luft gehoben, in die Arme genommen und infolge der ungewöhnlichen Körperkraft des Wahnsinnigen zum Mittanzen ge-

zwungen. Erst als mehrere Polizisten und Passanten dem Mann in den Rücken fielen, gelang es, ihn von hinten zu überwältigen. Auf dem Weg benahm er sich ziemlich vernünftig, behauptete, etwas Unglaubliches sei passiert, er habe den Haupttreffer in der Lotterie gewonnen, aber das sei noch lange nicht alles. Erst als man ihn nach kurzem Verhör einer Leibesvisitation unterziehen wollte, brach seine Tollheit von neuem aus. Er nahm irgendein kleines, triefendes Lederstück zwischen die Zähne und griff die Beamten an. Als der Kampf seinen Höhepunkt erreicht hatte, griffen James und Jacques ein. Sie gingen fachmännisch vor, ohne jede Schonung. Aber als endlich alles vorüber war und es sechs Mann, auf dem Irrsinnigen kniend, schließlich gelungen war, ihm die Zwangsjacke anzulegen, stand eindeutig fest, daß alle sechs mehr abgekriegt hatten als der eine.

Der Chefarzt konnte bei dieser Schilderung ein leises Schmunzeln nicht unterdrücken. Aber er machte nur „hm, hm". Dann verschwand er in der Zelle.

Der Mann lag am Rücken auf der eisernen Pritsche und starrte zur Decke hinauf. Die Stirn war wohlgebildet, die Augen blickten klar und scharf, das Kinn sprang energisch vor. Ein sympathisches Gesicht.

Der Chefarzt sagte freundlich: „Nun, mein Herr, wollen wir ein wenig plaudern? Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen."

Zu seiner Überraschung antwortete eine ruhige Stimme: „Das wäre mir sehr lieb. Sie sind wohl der Arzt dieses netten Unternehmens, wenn ich nicht irre?"

Der Chefarzt nickte und ließ sich wie ein guter Onkel auf dem Pritschenrand nieder, um das Gespräch fortzusetzen. Das war ganz ungefährlich, die Zwangsjacke war ein guter Wächter.

„Sie heißen, mein Herr?“ fragte der Arzt.

Der Patient nannte ohne Zögern seinen Namen. Dann heftete er seine klaren blauen Augen auf das Gesicht des Anstaltsleiters und sagte: „Mein Herr, Sie halten mich für geisteskrank. Und ich muß gestehen, daß mein Verhalten in den letzten vierundzwanzig Stunden, ja, wie Sie aus meiner Geschichte entnehmen werden, in den letzten Wochen, allen Grund zu dieser Annahme bietet.“

„Aber, wer wird denn gleich ...“ meinte der als guter Onkel verkleidete Chefarzt abwehrend.

Der Patient unterbrach ihn scharf: „Hören Sie mich, bitte, an, verehrter Herr! Ich habe Ihnen eine Geschichte zu erzählen. Eine seltsame, außerordentliche Geschichte. Eine unglaubwürdige Geschichte. Falls sie geneigt sein sollten, diese Geschichte anzuhören, werden Sie nicht ein Wort davon für wahr halten, obgleich Sie vermutlich so tun werden, als glaubten Sie mir. Denn das ist Ihr Beruf. Ich habe einmal darüber gelesen, daß man Leuten, die man für gefährliche Irre hält, niemals Mißtrauen zeigen darf. Während der zehn Minuten, die ich hier liegend, angetan mit diesem entzückenden Kleidungsstück, verbracht habe, hatte ich Gelegenheit, über all dies nachzudenken. Wahrscheinlich halten Sie mich für einen besonders komplizierten Fall und denken: Er versucht mein Vertrauen zu gewinnen. Er will mir beweisen, daß er normal ist. So machen sie's alle.“

Der onkelhafte Zug verschwand für einen Augenblick aus dem Gesicht des Chefarztes. Er schien angestrengt nachzudenken. Dann sagte er: „Ich möchte Ihre Geschichte hören.“

„Wäre es nicht möglich“, erwiderte der Patient, „daß man mich von diesem Anzug befreit? Es ist höllisch unangenehm, hier so zu liegen. Ich verspreche Ihnen, mich ganz ruhig zu

verhalten.“ Er lächelte schwach: „Na ja, vielleicht glauben Sie's mir ...“

Die nachdenkliche Falte auf der Stirn des Arztes glättet sich. Er stand auf. Ohne etwas zu erwidern, ging er zur Tür und drückte auf einen Knopf. Zwei diensthabende Wärter erschienen, und der Chefarzt bedeutete ihnen, den Patienten von der Zwangsjacke zu befreien. Die Wärter gingen mit äußerster Vorsicht ans Werk, sie hatten wohl inzwischen erfahren, aus welchem Holz der „Neue“ geschnitzt sei. Aber es geschah nichts. Der Patient setzte sich mit einem dankbaren Lächeln auf der Pritsche zurecht, reckte seine mächtigen Arme und bat dann um eine Zigarette, die er ohne weiteres erhielt.

Die Wärter verschwanden, blieben jedoch in Rufweite. Der Arzt nahm dem Mann gegenüber auf einer Bank Platz.

„Mein Herr“, begann der Patient, „um gleich über das Gröbste hinwegzukommen, möchte ich Ihnen eingangs berichten, daß ich ein Kind einfacher Leute bin. Ein früh verwaister Mensch, der durch alle Not und Elend gegangen ist, durch ein abenteuerliches Dasein, das mich als wandernden Akrobat, Straßensänger, Kunstreiter, Boxer, Trainer, Schiffskoch, Zimmermann, Hundezüchter und Fechtbruder über viele Landstraßen der Erde geführt hat. So ein Mensch bin ich, ein Mann der tausend Berufe oder, wenn Sie wollen, letzten Endes ein berufloser Mensch.

Nun, bemüht habe ich mich immer. War fröhlich und guter Dinge, schuftete, was das Zeug hielt, aber ich hatte Pech. Es wurde nie was Rechtes daraus. Das Leben war nicht so, wie ich es mir vorstellte. Ich brauste auf, wenn mir Unrecht widerfuhr, ich schlug zu, wenn man mich antippte, ich ließ mir nie das geringste gefallen. In der letzten Zeit habe ich viel über mich nachgedacht. Nun, ich bin ein Kerl, mit dem man's nicht

leicht hat. Überempfindlich, wissen Sie. Ich bin auch drauf gekommen, daß das einen Grund hat. Ich hatte mal eine Mutter, wie ich noch klein war, und die ließ sich alles gefallen, um nur das bißchen Essen zu haben für mich ... Na, reden wir nicht davon.

Da passierte es mir — warten Sie mal, es wird so fünf, sechs Wochen her sein —, daß ich wieder mal Geld hatte. Nicht eben viel, aber es juckte mich mächtig in der Tasche. Lange hält es nie vor, die Leute sehen mir das an der Nase an, mir kann man alles anhängen. Das unnützeste Zeug von der Welt. So kaufte ich das Los, weil das Mädel im Laden so nett gelächelt hat. Ich warf nur einen Blick darauf, dann steckte ich es in die Tasche. Aber ich habe ein erstaunliches Zahlengedächtnis, ich wußte von da ab genau, welche Nummer mein Los hatte, wenn ich auch das Los selbst schnell wieder vergaß.

Es war knapp nach der Ziehung, vor zwei Wochen also, als ich vor einem Schaufenster stehenblieb, um mir Zigarren anzusehen. Kaufen konnte ich keine. Ich war blank. Da hing die Ziehungsliste. Darüber weit sichtbar 'ne rote Nummer. Meine Nummer, Herr. Haupttreffer. Eine Million. Ich 'rein in den Laden, bring' kein Wort heraus, suche nur in all meinen Taschen herum nach dem Los. Kehrte sämtliche Ecken und Enden meines Anzugs nach außen, während mich der Ladeninhaber entgeistert beobachtete, faßte durch das zerrissene Futter bis in die entferntesten Ecken und Winkel meiner Kleider hinein, nichts ... Ich hatte mein Los nicht mehr!"

Der Patient schwieg sekundenlang.

Das Gesicht des Arztes hatte wieder stark onkelhafte Züge angenommen. Der Mann hob den Kopf. Er sah den Arzt voll an, als durchschaue er dieses Berufsgesicht und lächelte unmerklich.

„Tun Sie mir den Gefallen und versetzen Sie sich einmal in meine Lage. Wie im Traum verließ ich den Laden, wortlos, grußlos, wie ich gekommen war. Ich wanderte schnurgerade durch die Straßen, ohne zu wissen, wohin ich ging. Mein Hirn wiederholte immer nur diese eine Gedankenkette: Du hast eine Million gewonnen — und wieder verloren. Das war genau vor zwei Wochen. Ich „wohnte" in einem Wäldchen vor der Stadt, das heißt, schlief im Freien. Wohnung hatte ich bereits seit Wochen keine mehr. Ich nahm alle Kraft zusammen und schüttelte diesen quälenden Gedankenring ab. Begann logisch zu denken. In irgendeinem Gebüsch unterzog ich nochmals meine Garderobe einer genauen Untersuchung. Da ich keine Wohnung gehabt und, seit ich das Los gekauft, alles stets am Leib bei mir herumtrug, mußte ich es irgendwo verloren haben. Ich rechnete mir genau den Tag aus, an dem ich das Los gekauft. Und dann ging ich an die Arbeit. Ich mußte das Los wiederhaben! Irgendwo, irgendwann hatte ich es verloren. Das schien die einzige Möglichkeit, denn Leute wie mich pflegt man nicht zu bestehlen. Ich will Sie nicht durch lange Erzählungen ermüden. Aber eines sei gesagt: Ich habe Ungewöhnliches geleistet und das Los wieder beschafft. Dabei half mir mein erstaunliches Gedächtnis.

Ich tat das Folgende: Ich begab mich wieder zu dem Laden, in dem ich das Los gekauft hatte. Das war an einem Tag vor zwei Wochen. Und von diesem Augenblick an wiederholte ich unter vollster Anspannung meines Gedächtnisses jeden Schritt, jede Handbewegung vom Tage des Loskaufes an. Ich lebte jeden Tag gleichsam noch einmal durch. Ich ging dieselben Wege, nahm an denselben Stellen Platz auf Bänken oder im Rasen, schaute die gleichen Gegenstände an, rauchte zur selben Stunde und am gleichen Ort meine Zigarette und versank mit

aller Macht meiner Erinnerung in diese Lebenswiederholung. Vierzehn Tage lang habe ich das gemacht, mein Herr.

Heute mittag saß ich in diesem kleinen Park auf der Steinmauer des Weihers. Genau an derselben Stelle wie vor drei Wochen. Ich ließ die Füße herunterbaumeln, erinnerte mich an die eigenartige Form einer Weide am jenseitigen Ufer, stellte fest, daß der Weiher künstlich angelegt und betoniert sei und daß man wohl an klaren Tagen bis auf den Grund sehen konnte. Ich erinnerte mich, daß ich gehustet hatte. Ich erinnerte mich an einen Mückenstich, und da plötzlich, als ich mich entsann, mein Taschentuch aus der äußeren Rocktasche gezogen zu haben, entsann ich mich ganz dunkel, ganz unterbewußt, daß ich damals sekundenlang das Gefühl gehabt, etwas verloren zu haben. Von diesem Augenblick an, mein Herr, hatte gewiß jeder das Recht, mich für verrückt zu halten. Vielleicht war ich es auch ein wenig in diesen Sekunden. Denn jetzt arbeitete mein Gedächtnis bereits mit äußerster Genauigkeit. Ja, mir fehlte etwas außer dem Los. Ich besaß seit meiner Kindheit ein altes kleines Ledertäschchen, und darin befand sich als einzige Erinnerung an meine Mutter eine schwere alte Silbermünze, die ich durch alle Fährnisse meines bewegten Lebens herübergerettet hatte. Nun wußte ich's: Zu dieser Münze hatte ich das Los gesteckt!

Mein Herr, was jetzt folgt, wissen Sie wohl bereits. Ich sprang hinein, suchte den Grund ab. Zu meinem Glück war das Bassin betoniert. Ich suchte, suchte und — fand. Die Freude hat dann wohl meine Sinne ein wenig durcheinandergewirbelt. Aber ich frage Sie, hatte ich nicht Grund für mein außerordentliches Benehmen?"

Der Chefarzt versuchte begütigend zu lächeln. Der onkelhafte Zug in seinem Gesicht stritt merklich mit einiger Verwirrung.

„Sie behaupten also ...?“

„Es wurde mir alles abgenommen. Lassen Sie in meinem Anzug nachsehen. Linke, innere Rocktasche.“

Der Chefarzt stand auf, zögernd, dann schellte er.

James erschien mit dem Überrock. Das kleine Ledertäschchen war immer noch feucht. Der Arzt zog vorsichtig den ziemlich durchweichten Inhalt heraus. Eine Silbermünze und ein Stück arg mitgenommenes Papier. Ein Los.

„Ich weiß, daß Sie mir immer noch nicht glauben. Das wäre auch wahrhaftig in meinem Fall zuviel verlangt. Telephonieren Sie also!“

Obgleich der Chefarzt vom Gehirndefekt dieses Patienten völlig überzeugt war, wurde er doch von einem unnennbaren Zwang dazu bewogen, aus seinem Dienstzimmer zu telephonieren. Er erfuhr, daß das Los die Nummer des Haupttreffers trug. Eine Million. Daß der Besitzer sich noch nicht gemeldet habe. Ein Beamter würde sofort zur Stelle sein, um das Los zu besichtigen.

Der Beamte erschien. Das Los war echt.

Aufgeregt stürzte der Chefarzt ins Zimmer des Patienten.

„Herr“, rief er, „es ist unglaublich, es ist das Tollste, was mir in meiner Praxis bisher widerfuhr. Sie sind frei.“

Der Mann stand auf und lächelte. Der Mann schritt, nachdem er in seine alten, zerfetzten Kleider geschlüpft war, durch den langen Korridor an den gaffenden Wächtern, an James' rotem und Jacques' bleichem Gesicht vorbei.

Der Mann verließ das Haus und ging die Straße hinauf, die ins Innere der Stadt zur Bank führte.

Der Mann ging zu Fuß und lächelte.

Der Blick aus dem Fenster

Welt in uns und um uns

Sind Sie überempfindlich?

Etwa zehn Prozent aller Menschen sind überempfindlich, das heißt, sie reagieren auf bestimmte Stoffe in einer für sie oft recht unangenehmen Weise. Obgleich sie sonst vollständig gesund sind, können sie doch gewisse Nahrungsmittel nicht vertragen. Damit ist nicht gemeint, daß ihnen diese nicht bekommen, daß sie ihnen „im Magen liegen" — wie man sagt —, sondern es stellen sich nach dem Genuß derselben allerlei Krankheitserscheinungen ein, die scheinbar mit der Ernährung gar nichts zu tun haben, also zum Beispiel Hautkrankheiten, Störungen der Herztätigkeit und der Atmung und dergleichen. Zuweilen können es allerdings auch Darmbeschwerden sein, in andern Fällen aber stellen sich alle Symptome einer Erkältungskrankheit ein, obgleich sich der Leidende gar nicht erkältet hat. Einige der hierhergehörigen Erscheinungen — man nennt sie Idiosynkrasien — sind seit langem allgemein bekannt. Wohl jedermann weiß, daß manche Personen nach dem Genuß von Krebs, Hummer oder auch von Erdbeeren die sogenannte „Nesselsucht" bekommen, eine Hautkrankheit, die zwar rasch vorübergeht, die aber, abgesehen von einem lästigen Jucken, wenigstens in manchen Fällen auch recht unangenehme Störungen des Allgemeinbefindens zur Folge haben kann. Man hört auch öfter davon, daß durch die Berührung bestimmter Pflanzen bei manchen Menschen ähnliche Hautkrankheiten hervorgerufen werden. Es gibt eine Überempfindlichkeit gegen Efeu und gegen Chrysanthemen, noch häufiger gegen japanische und chinesische Primeln, die bei uns gerne im Zimmer gehalten

werden. Besonders unangenehm sind die Wirkungen des Milchsaftes gewisser Giftsumacharten. In Japan wird oft der Firnis, mit dem Lackwaren überstrichen sind, aus diesem Saft hergestellt. Besonders dafür empfindliche Menschen erkranken unter Umständen schon, wenn sie solche Lackwaren berühren, ja es wirken auf sie bereits die Ausdünstungen derselben, besonders bei feuchtwarmer Zimmerluft. Wer eine Idiosynkrasie gegen einen oder den andern Stoff hat, der weiß das ja gewöhnlich und er wird sich dementsprechend vorsichtig verhalten. Nun weiß man aber erst seit verhältnismäßig nicht sehr langer Zeit, daß es auch eine andere Art von Überempfindlichkeit gibt — Allergie nennt man dieselbe —, die viel schwerer zu erkennen ist und die leicht übersehen wird, weil die hauptsächlich nach dem Genuß bestimmter Nahrungsmittel auftretenden Beschwerden derart sind, daß man sie zunächst gar nicht mit der Ernährung in Zusammenhang bringt und daher nach ganz andern Ursachen für dieselben sucht. Den betreffenden Personen bekommen irgendwelche Nahrungsmittel — Eier, Fisch, Fleisch, bestimmte Gemüse und so weiter — nicht etwa schlecht; sie vertragen sie scheinbar ganz gut. Aber sie leiden, wie wir schon oben kurz andeuteten, an irgendeiner Krankheit, die auf ganz andere Ursachen zurückgeführt wird, die allen Bemühungen des Arztes trotzt und der man nicht mit den sonst in diesem Fall üblichen Medikamenten beikommen kann, die nur durch die Ausschaltung des im einzelnen Fall verantwortlichen Nahrungsmittels zu beheben ist. In der Literatur werden etwa ein halbes Hundert Nahrungsmittel aufgeführt, welche die Ursache von Überempfindlichkeitskrankheiten sein können. Es gibt aber auch Leute, welche durch die Berührung von Hunde-, Katzen- oder Pferdehaaren krank werden, ja, es genügt manchmal schon der Geruch der Ausdünstung eines Pferdes, um schwere Störungen hervorzurufen. Fast immer hat der Patient keine Ahnung, woher die Krankheit kommt, an der er vielleicht schon seit Jahren leidet. So

wird zum Beispiel von einem amerikanischen Medizinstudenten berichtet, der sich das Leben nehmen wollte, weil er seit seiner Kindheit an einem schweren Bronchialasthma litt, das ihm schließlich das ganze Dasein vergällte. Als er bei seinem Studium von Allergie hörte, ließ er sich darauf untersuchen, und tatsächlich stellte sich heraus, daß seine Krankheit durch die Berührung von Katzenhaaren entstanden war. Er mied Katzen fortan und war seitdem vollständig gesund. Solche Dinge klingen phantastisch, es handelt sich jedoch um reine, oft erprobte Tatsachen.

Aber wie kann man nun zum Beispiel feststellen, daß das Asthma eines Kranken nur vom Genuß von Hühnereiern herrührt oder in einem andern Fall von Pferdehaaren, oder daß ein Kind, das seine Eltern durch eine krankhafte Ungezogenheit zur Verzweiflung bringt, sofort ganz normal werden wird, wenn man aus seiner Speisekarte den Kopfsalat streicht, den es doch so gern ißt? Diese Fälle sind in der Praxis vorgekommen. In Amerika, wo die Allergie bedeutend häufiger ist als bei uns, haben die Ärzte ein sehr einfaches, nun auch bei uns eingeführtes Verfahren gefunden, um einen Kranken auf die Überempfindlichkeit gegenüber gewissen Stoffen zu prüfen. Es heißt die „Eiweiß-Hautprobe". Es zeigte sich nämlich, daß Extrakte von Nahrungsmitteln oder andern Substanzen, gegen welche ein Mensch überempfindlich ist, auf seiner Haut eine leichte Entzündung hervorrufen, wenn diese geritzt und der Extrakt in die kleine Wunde gebracht wird. Die Probe ist nicht schmerzhaft, kaum unangenehm, und jeder nimmt die geringe Belästigung, die sie ihm verursacht, gerne in Kauf, wenn er damit die Aussicht hat, von einem unangenehmen Leiden befreit zu werden. Oft genügt es nicht, wenn ein die Allergie verursachender Stoff gefunden ist. Es kann jemand gegen mehrere Stoffe — man hat in bestimmten Fällen deren bis zu zehn gefunden — überempfindlich sein. So wird zum Beispiel von einem Kind berichtet, das immer wieder „erkältet" war. Die Untersuchung ergab, daß es auf

Reis und auf Haferflocken, auf Spinat, Eier, Radieschen, Rüben und auf Weizenmehl allergisch reagierte. Als man ihm alle diese Nahrungsmittel entzog, blieben die scheinbaren „Erkältungskrankheiten" aus. Aber wenn das Kind nur ein paar Reiskörner in den Mund nahm, begann es sofort zu niesen und zu husten. In einem andern Fall litt ein erst fünfzigjähriger Mann so schwer an Asthma und an Schlaflosigkeit, daß er schließlich zu jeder Arbeit unfähig war. Die Untersuchung stellte eine Überempfindlichkeit gegen Baumwollsamenöl fest, das der Mann oft mit seinen Speisen genoß. Es genügte nicht, als er dieses mied. Er mußte auch noch die Baumwollmatratze, auf der er schlief, mit einer Roßhaarmatratze vertauschen. Dann aber war er von seinen Beschwerden vollständig frei und sie stellten sich nie mehr ein.

Eine sehr unangenehme Krankheit ist der „Heuschnupfen". Er beruht bekanntlich auf einer Überempfindlichkeit gegen den Blütenstaub von Gräsern und von Getreide. Manchmal entsteht er auch durch Einatmen der Blütenstaubkörnchen von andern Pflanzen. Die zum Heuschnupfen Disponierten suchen dann am besten in der Zeit, wenn die Gräser blühen, einen hohen Berg oder eine Insel — in Deutschland meist Helgoland — auf, wo kein Gras wächst und können so in der von Pollenkörnern freien Luft gesund bleiben. In ärztlichen Kreisen herrscht neuerdings vielfach die Ansicht, daß auch das Asthma, wenigstens in sehr vielen Fällen, nur durch die Einatmung gewisser in der Luft enthaltener Stoffe entsteht, gegen welche der Kranke überempfindlich ist. Nachdem einmal die Bedeutung der Allergie erkannt wurde, ist dieser Gedanke nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Der Staub enthält außer mineralischen Teilchen so außerordentlich vielerlei Bestandteile, daß diese wohl ebenso, wie in der Zeit der Grasblüte die Pollenkörner, bei überempfindlichen Personen allerlei Krankheitserscheinungen hervorrufen können, deren Ursache man bisher ganz woanders gesucht hat.

Prof. Dr. H. Wohlbold

Ein Kleid aus Perlen

Ein von oben bis unten mit Perlen besetztes Kleid — oh, ich könnte mir denken, daß manche brave Jungfer sich ausmalt, wie gut das zu ihrem Lärvchen passen würde! Nun denn, bei uns wohnt gegenwärtig eine Jungfer — sie stammt hier aus der Gegend —, die tatsächlich ein solches perlenbesetztes Kleid trägt. Und denkt euch, das fleißige Geschöpf hat es ganz allein gearbeitet, sogar der Entwurf stammt von ihr.

Diese Jungfer — hm! bitte, erschreckt nicht! —, diese Jungfer lebt in einem meiner Aquarien, es ist eine sogenannte Köcherjungfer, vorläufig allerdings noch eine Köcherlarve, ein Sprock- oder Hülsenwurm, wie die Angler sagen. Später wird ein geflügeltes Tier, eben die Köcherjungfer, aus ihr werden, aber das hat noch gute Weile. Vorläufig ist sie ein raupenähnliches Wesen mit weichem, ungeschütztem Körper, und diese Weichheit der Haut ist auch der Grund, weshalb das Lärvchen ein Kleid braucht, nämlich jenen „Köcher", von dem es den Namen hat.

Die meisten Menschen ahnen gar nicht, welche wundersamen Gestalten in Busch und Feld, in Moor und Teich wohnen. Und nur ganz wenige werden wohl wissen, daß es Tiere gibt, die sich ein Kleid schneidern. Allenfalls hat dieser und jener am Nordseestrand die drolligen Einsiedlerkrebse gesehen, die ihren weichen Hinterleib in einem leeren Schneckenhaus bergen. Aber die Köcherlarven leisten ja eigentlich noch mehr, denn sie verfertigen sich ihre Hülle selbst. Für gewöhnlich nehmen sie dazu Steinchen, Blätter, Stengelstückchen und dergleichen, ja auch kleine Muscheln und Schneckenhäuschen (Abb. 1). Aus diesen Stoffen kleben sie sich — mit Hilfe besonderer Spinndrüsen — eine Röhre zusammen, in der sie wohnen und mit der sie spazierengehen. Werden sie erschreckt, so ziehen sie sich ganz in das Gehäuse zurück.

Daß nun allerdings eine Köcherlarve ein Kleid aus Perlen trägt (Abb. 2), daran bin ich schuld. Denn ich habe sie — so schonend wie möglich — aus ihrem Köcher vertrieben und ihr keine andern Stoffe gelassen, als kleine, bunte Glasperlen, wie man sie zur Perlenstickerei ver-



Abb. 1

Eine Köcherlarve (Limnophilus), aus ihrem ursprünglichen Gehäuse herausgenommen. Das Gehäuse bestand aus Zweigstückchen, Schneckenschalen und dergleichen. — Man beachte, daß die mit zarten Kiemenschläuchen besetzten Leibesringe der Larve im Gegensatz zu Kopf und Brust ganz hell sind, ein Zeichen dafür, daß hier nur eine ganz dünne Chitinhaut entwickelt ist, die das Tier nicht schützen könnte. Vergrößerung dreieinhalbfach

wendet. Es dauerte nur wenige Tage, bis die Larve ihr neues Kleid fertig hatte. Sie ergriff eine Perle nach der andern mit den Beinen, drehte sie ein paarmal herum, versah sie mit Klebstoff und fügte sie am vorderen Rand



Abb. 2

Köcherlarve im selbstgewebten Perlenkleid

ihres Köchers ein. Daß ihr neues Kleid schwerer geworden war als das alte, schien sie nicht zu behindern. Das buntschimmernde Tierchen, das zwischen den Pflanzen dahinkroch, gewährte einen verblüffenden Anblick. Der beste Beweis für die Brauchbarkeit des neuen Kleides liegt wohl darin, daß sie sich schließlich sogar in ihm verpuppte.

Wer die Photographie genau betrachtet, wird übrigens sehen, daß nahe an der vorderen Öffnung des Köchers zwei Glasstückchen mit eingebaut sind; es waren mir zwei Glassplitter in das Aquarium gefallen, und die Jungfer Köcherlarve hatte sich ihrer alsbald bemächtigt.

G. v. Frankenberg

Das Wunder im Park

Von Peter Scher

Ein dumpfer Mensch saß unter Bäumen
und nährte Bitterkeit und Groll,
statt seine Galle fortzuräumen
und froh zu atmen, wie man soll.

Da kam ein Blinder, seltsam leise
hintastend im Bereich des Lichts,
und pfiff den Vögeln, Spatz und Meise,
und stand verzauberten Gesichts.

Wie Sankt Antonius streut' er Krumen,
entrückt und selig ganz und gar;
es schien, er reichte selbst den Blumen
und Baum und Himmel etwas dar.

Da war dem Traurigen, er finde
zum erstenmal des Lebens Sinn,
und plötzlich sah er — wie der Blinde —
und gab sich ganz dem Wunder hin.

Zwiesprache mit dem Leser

Wer schreibt den schönsten Liebesbrief?

Nachstehend veröffentlichen wir als erste Einsendung aus unserm Leserkreis zu unserm Preisausschreiben in Band 6 den Brief eines jungen Künstlers an seine Braut:

38. Ursula, Du mein Mädchen!

Am frühen Morgen schreibe ich diese Zeilen. Sonntagsglocken schwingen in warmen Tönen über dem Land, in Süd und Nord, in Ost und West — überall singen sie die gleiche frohe Melodie, unverständlich für den Bösen, aber verständlich, fühlend nah für den Menschen, der sein Herz geöffnet hat. Glockenstimmen singen das Lied, das seit Menschengedenken über der Erde schwebt. Liebe! Liebe singt Dir das dünne Glöckchen Deines friedlichen kleinen Städtchens, Liebe singt auch mir die gewaltige Tonsymphonie der Domglocken. Und inmitten dieses ewigen Preisliedes der menschlichen Liebe stehen wir, die wir das Glück haben, seine Sprache zu verstehen.

Wir, deren Herzen eines für das andere schlagen. Herzen, die zusammenklingend und unzertrennlich sind wie das klangvolle Glockenspiel, das mich zu dieser Träumerei verleitet hat. Träumen, im Traum Leben und Liebe erleben — frage ich mich, paßt dies überhaupt noch in unsere atemlose, rastlose Welt? Aber der Gedanke an Dich, mein Mädchen, gibt mir die Antwort, Dein Blick erglänzet vor mir, und hinter seinem lieben Glanz verblassen alle Äußerlichkeiten. Ich möchte es hinausschreien in alle Welt: Das größte und heiligste des Menschen ist die Liebe, ist das seelische Empfinden, das, obwohl doch jedem Menschen so nahe, dennoch im Unendlichen schwingt. Du, aber Mädchen, bist Liebe, Du bist mir Leben, Du bist mir „Ich selbst“.

Wenn ich auf meinen Reisen irgendeine Schönheit empfand, wenn ich an Deck eines Schiffes stand und in

den Abendhimmel träumte, sah ich da nicht überall, in den Fjorden des schönen Norwegens oder in den zauberhaften Schönheitssymphonien des Südens, Dein Bild vor mir, fühlte ich da nicht, wie meine Seele das Empfinden der Schönheit nicht mehr allein tragen konnte und sich leidenschaftlich nach einem gleichgesinnten Herzen, nach Liebe und Verstandenwerden sehnte? Spricht Liebe nicht allein schon aus allem Schöpferischen heraus, ist Liebe nicht Ursprung und Grundlage des menschlichen Seins überhaupt?

Dann sah ich Dich, mein Mädchen! Ich stand im Winter, ich stand in Verzweiflung. Wochenlang saß ich in der düsteren Stube und starrte hinaus in den Winter, zu keiner Arbeit fähig. Und wieder träumte ich mich eines Tages in die Abenddämmerung. Aber auf einmal packte es mich. Genug des Winters; zu eng wurden mir die Wände des Zimmers, und im Nu stand ich draußen im beißenden Wintersturm, stürmte ich hinein in die kalten Schwaden der Winternebel — in den Winter, um den Frühling zu suchen. Und ich fand ihn, ich schaute sein Bild, das mich alles Graue, Vergangene vergessen machte — ich sah Dich, Geliebte, zum erstenmal. Du warst ganz anders als die Mädchen, die ich bisher kennengelernt hatte, ich fühlte, wie meine Augen aufglänzten, fühlte, wie meine Pulse der Nahenden entgegenschlugen — das Blut, das den Frühling suchte, die Seele, die Verständnis und Liebe heischte. Dein süßes Kinderantlitz, umweht von den blonden Haarsträhnen, stand vor mir: Ganz wie in meinen Träumen und meinem Sehnen. Schon warst Du wieder verschwunden, aber der Frühling blieb in mir. Denn ich wußte, daß die Stunde der Erfüllung nicht mehr ferne lag, ich fühlte es in der Tiefe meines glückstrunkenen jungen Herzens . . . .

Nirgends mehr ist seelische Verlassenheit. Bei uns wohnt der Frühling, die Sehnsucht des liebenden Herzens, und aus ihm wird nach ewigem Ratschluß der Allmacht der Sommer, die Erfüllung geboren werden und ihn krönen zur letzten Bestimmung . . .

Inhaltsverzeichnis

Hauptschriftleiter: Dr. Karl Blanck, Frauenkopf über Stuttgart, verantwortlich für Text und Bild / In Oesterreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 / / Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Stuttgart, Cottastr. 13, ohne Beifügung eines Namens / Für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Porto für Rücksendungen ist beizufügen.
Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

WUNDER DES LEBENS

Ein Hand- und Hausbuch lebendigen Wissens von den natürlichen Grundlagen des Einzel-, Familien- und Völkerlebens

Unter Mitarbeit von

Dr. Herbert Michael, Dr. Gerh. A. Brecher, Hatto Weiß

Herausgegeben von

DR. MED. BRUNO GEBHARD

Umfang 440 Seiten Groß-Lexikon-Format, davon 312 Seiten Text und 128 Seiten Bildertafeln mit 322 Abbildungen
In Leinenband mit mehrfarbigem Schutzumschlag und Schutzkarton RM. 24.—

☼

Durch die Buchhandlungen zu beziehen, auf Wunsch meist auch gegen Monatsraten

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART



Das Berliner Tageblatt vom 14. 2. 37 schreibt:

Die Monumentalausstellung des Jahres 1935, die viele Hunderttausende aus der ganzen Welt nach der Reichshauptstadt führte, hat ihren literarischen Niederschlag in dem vorliegenden Prachtband gefunden. Ihr medizinischer Leiter, Dr. Bruno Gebhard, allen Besuchern wohlbekannt, hat sich die Aufgabe gestellt, gemeinsam mit drei weiteren Mitarbeitern eine biologische Menschenkunde zu schaffen, die das Wunder des Lebens in all seiner Gewalt und Vielfältigkeit aufzeigt. Er hat bewiesen, daß er nicht nur ein hervorragender Ausstellungsorganisator ist, denn das Buch „Wunder des Lebens“ spricht auch für seine Begabung, den Stand unseres heutigen Wissens vom menschlichen Organismus auf begrenztem Raum einem breiten Leserpublikum darzubieten. In anschaulicher Form sehen wir hier den Menschen, seine Entstehung, die Familienbildung, die Rassen- und Erbfrage und das Dasein in gesunden und kranken Tagen. Erzieherische Einrichtungen werden gestreift, die Heilkräfte des Körpers behandelt; wir erfahren von richtiger und verkehrter Gattenwahl, von der Zwillingsforschung, vom Kreislauf des Blutes; das empfindsame Nervensystem, der Atmungsprozeß und der Aufbau der Welt durch die Sinne werden in ähnlicher Weise bildhaft nahegebracht, wie seinerzeit auf der großen Schau durch die Figur des „Gläsernen Menschen“. Der Vermittlung dienen prächtige Bildertafeln mit über 300 photographischen Wiedergaben. Text und Bebilderung sind übersichtlich und auf Harmonie abgestellt. Das ganze Werk dient der menschlichen Lebensgemeinschaft und verdient weiteste Verbreitung.

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART

